XVIII. Jahrg. Berlin, den 20. November 1909. Nr. 8.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.— Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.



Berlin, den 20. November 1909.

Miszellaneen.

Flora berolinensis.

„Auf Allerhöchsten Befehl ist die Wachsbüste, die Geheimrath Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen, für hundertsechzigtausend Mark von Mr. Murray Marks gekauft und im Bronzesaal des Kaiser-Friedrich-Museums aufgestellt hat, am zehnten November 1909 zum echten Leonardo da Vinci ernannt worden." Das ist der unzweideutige Sinn einer Notiz, die aus dem Berliner Lokalanzeiger, dem Organ des Geheimrathes Bode, in die Presse zweier Erdtheile übergegangen ist und dem Deutschen Reich eine höchst unerfreuliche Hohnfluth eingetragen hat. Diese Notiz zwingt auch den Politiker, über den Büstenstreit zu reden, dessen wesentlicher Inhalt seiner Kompetenz doch entzogen ist. Der Geheime Regierungrath Dr. Wilhelm Bode ist Generaldirektor der Königlichen Museen und Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums. Solcher Dualismus behagt manchem Kunstfreund eben so wenig wie manchem politisch Interessirten die Häufung der Aemter des Hausministers und des Oberhofmarschalls in den Händen des Grafen August zu Eulenburg. Doch handelt sichs in beiden Fällen um Männer von ungewöhnlicher Tüchtigkeit. Ueber Bodes Neigung, allerlei Kleinkram von zweifelhaftem Werth, auch beschädigten, in sein Museum zu schleppen (während, zum Beispiel, die Leiter der londoner National Gallery nur das Beste der Aufnahme in den britischen Nationalbesitz für würdig halten), und über die seltsame Art, wie er alte Bilder restauriren läßt, mögen die Meinungen der Fachleute weit auseinandergehen. Verdienstliche Leistung kann ihm kein Gerechter absprechen. Er gilt als ein Trödlergenie, als ein Mann von feinster Witterung für das

Echte und Werthvolle. Galt, trotzdem ihn die Gunst des Kaisers besonnte, bis ins vorige Jahr auch nicht als ein den Feinden moderner Kunst Verbündeter. Er ließ sich von Liebermann malen und fand oft auch bei den Maecenen der Sezession Geld für die seiner Leitung unterstellten Kunsthäuser. Zu anderem Urtheil zwang erst der Fall Tschudi. Als der Direktor der Nationalgalerie (zu dem der Kaiser ärgerlich gesagt hatte, Leute wie Delacroix und Corot sollten „erst zeichnen lernen") ins Wanken kam, erschienen gegen Tschudi Artikel, deren Instigator nur Bode sein konnte; besonders boshafte im Lokalanzeiger, dessen Leitung Bodes alter Freund Otto Röse übernommen hatte. In dieser Zeitung, die sonst jede schroffe Parteinahme oder Polemik meidet, standen nun von dem neuen Chefredakteur geschriebene Artikel, die Tschudi und dessen Freunde mit bösem Spott überschütteten und den Glauben schaffen konnten, all diese Männer seien nur im Geschäftsinteresse einzelner Kunsthändler, insbesondere des (sehr feinen, klugen und im Tiefsten künstlerisch empfindenden) Herrn Paul Cassirer versippt. Artikel, deren Inhalt und (namenlich) Ton verrieth, daß sie aus Gesprächen mit Bode entstanden waren. Der Generaldirektor durfte Herrn von Tschudi, wenn er ihn schädlich fand, im Bereich der amtlichen Instanz mit äußerster Heftigkeit bekämpfen, mußte sogar; durfte aber nicht dulden, daß mit von ihm gelieferten Waffen sein Jugendfreund (der außer einem „Wegweiser durch die Oper Salome" der Kunstkritik wohl nichts gestiftet hat) den manchmal vielleicht allzu laut gelobten Mann angriff, der von dem Generaldirektor geschützt werden mußte, so lange er ihm Untergebener und Kollege war. Die häßliche Geschichte hat dem Geheimrath Bode wichtige Freunde entfremdet; die Erinnerung an diese Dickichtgefechte darf aber das Urtheil über Bodes neues Handeln nicht trüben. Er hat in England eine bemalte Wachsbüste gefunden, gekauft und für ein Werk Leonardos erklärt. Der Mann versteht sein Geschäft und gilt in einzelnen Ländern als eine Autorität ersten Ranges. Hat er wirklich einen Leonardo entdeckt, so ists ein neues Verdienst (das sein Anhang ihm gerade jetzt, nach dem üblen Tschudihader, wünschen mußte); ist auch der Preis nicht zu hoch. Hundertsechzigtausend Mark: immerhin eine Summe, die fünfzig junge deutsche Künstler ein Lehrjahr lang vor Hunger und Prostitution bewahren konnte. Ists aber ganz sicher? Von Leonardo wissen wir, aus den Angaben seines Biographen Giorgio Vasari, nur, daß er, außer dem Modell zu einem Reiterdenkmal, auch Büsten gemacht habe. Sonst nichts; kein einziges Skulpturwerk Leonardos ist uns erhalten; keins wenigstens bis heute bekannt geworden. Und nun, nach vierhundert Jahren, steht ein Museumsdirektor auf und kündet dem Erdkreis:

„Diese Wachsbüste ist das Werk Leonardos da Vinci." Wenn Klingers Denkmale und Büsten sammt den Reproduktionen vom durchforschbaren Erdboden verschwänden und nur seine Bilder, der Paris, die Heure Bleue, der Christus, erhalten blieben, müßte ein Museumsleiter, der im Jahr 2309 eine irgendwo aufgestöberte Büste für das Werk Klingers erklärte, auf Widerspruch gefaßt sein; dürfte ihn nicht wie das Produkt niedriger Tücke abwehren.

Das aber thut Bode. „Causa finita est": als Augustinus das Wort sprach, konnte er sich auf die Beschlüsse zweier Konzilien stützen; den Generaldirektor dünkt die Sache durch sein eigenes Urtheil endgiltig entschieden. Käufer, also Partei, und Richter in einer Person. Wer dagegen redet, ist ein Ignorant oder Wicht. Und die Urtheilsbegründung? Auch Bode kennt ja kein Skulpturwerk Leonardos. Weiß nicht, ob der Bildhauer nicht ganz andere Wege ging als der Maler. Kennt aber die kleine Mädchenbüste im lillerWicar-Museum, die für ein Werk Rafaels gehalten wird, und hat festgestellt, daß die von ihm gefundene Flora in ganz ähnlicher Weise bemalt ist wie dieses berühmte Wachsbild. Formen und Haltung, sagt er, Ausdruck und Lächeln beweisen, daß die Büste von Leonardo in den ersten Jahren des sechzehnten Säkulums in Florenz geschaffen sein muß. Diese Art der Frauendarstellung habe Leonardo in dem Traktat über die Malerei gefordert. Da von seinen Schülern und Nachahmern viele Florabilder erhalten seien, sei erwiesen, daß der Meister selbst „mit einer Florakomposition beschäftigt war und sie sehr wahrscheinlich auch ausführte". Die für Berlin angekaufte Büste zeige eine viel höhere Meisterschaft und ähnele der berühmten Marmorbüste einer Flora aus dem florentiner Bargello, die als ein Werk Verrocchios gilt, von Bode aber dem jungen Leonardo, Verrocchios Schüler, zugeschrieben wird. „Sie erscheint in Form, Anordnung und Auffassung wie eine Vorstufe zu der Wachsbüste; was dort noch in den Schranken der quattrocentistischen Kunst erstrebt ist, erreicht der Künstler hier in so freier, vollendeter Weise, daß sich ein Meisterwerk wie dieses klassischen Bildwerken, wie der Venus von Melos, an die Seite setzen läßt." Der Wachsbüste fehlen die Unterarme; auch der Argumentation, wird Mancher meinen, wichtige Glieder. Doch der Geheimrath ist seiner Sache, seines Sieges gewiß. Ganz gewiß? Dann brauchte er nicht an Gassengefühle zu appelliren; nicht die Tonart zu wählen, die aus seinen durchlässigen Mundstücken schon während des Tschudistreites zu hören war; in die Meinungfehde nicht Dinge hineinzuziehen, die nicht das Allergeringste damit zu thun haben. Ob die Sezessionisten gute oder schlechte Kunst machen, ob Herr Meier-Graefe mit Recht oder Unrecht El Greco, den Tizianschüler, über Velazquez stellt:

die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen beweist nichts für, nichts wider den Werth der Büste. Doch deren Werth, sagt Bode, deren „Echtheit“ wird ja nur von Deutschenhassern, Sezessionisten, Partikularisten, Sensationmachern jetzt noch bestritten; und ist doch gerade durch das Treiben dieser Leute, durch die von ihnen vorgebrachten Dokumente bündig bewiesen worden.

Wirklich bewiesen, Herr Generaldirektor? Einiges aus der Geschichte der Wachsbüste ist jedem Zweifel entrückt. Sie war lange das Eigenthum des Bildhauers Richard Cockle Lucas in London, der sie seinem Sohn hinterließ. Dieser Albrecht Dürer Lucas verkaufte sie 1888 einem Herrn Simpson. Nach dessen Tod wurde sie, mit anderen Gegenständen, für fünf Shilling von dem in Southampton lebenden Herrn Mann erworben. Die nächsten Besitzer hießen Long, Sparks, Spinks, Murray Marks. Auch Long hat nur ein paar Shilling dafür gezahlt. Von Murray Marks kaufte sie Bode für hundertsechzigtausend Mark. Albrecht Dürer Lucas lebt noch; ist einundachtzig Jahre alt, aber im Vollbesitz seiner Gedächtnißkraft. Am zehnten November 1909 hat Herr Thomas Whitburn an den Herausgeber der Times geschrieben: „Auf die Frage, ob die Wachsbüste, die, wie allgemein zugegeben wird, im Besitz von Richard Cockle Lucas war, sein Werk oder das Leonardos ist, kann ich, als einer der beiden noch überlebenden Zeugen, eine bestimmte Antwort geben. Ich habe sehr oft im Atelier des Bildhauers Lucas das Giocondabild Leonardos neben dieser Büste gesehen; ich sah Lucas an der Büste arbeiten und er schilderte mir die Umstände, die ihm diesen Auftrag eingebracht hatten. Schon dadurch haben die Vorgänge sich meinem Gedächtniß eingegraben. Mit absoluter Bestimmtheit kann ich auch versichern, daß Lucas weder damals noch später eine andere Wachsbüste besaß, die dem Giocondabild ähnelte und als Werk Leonardos galt.“ Am zwölften November stand in den Times dann der folgende Brief to the editor: „Mit freudiger Genugthuung habe ich heute früh den Brief meines alten Studiengenossen und Freundes Tom Whitburn gelesen. Ich kann mich noch genau der Zeit erinnern, wo das Gioconda- oder Florabild in das Haus meines Vaters (Nottinghamplatz 40, Marylebone, London) gebracht wurde. Hauptmann Verdmore brachte es in einem Cab; führte auch Herrn Buchanan bei meinem Vater ein. Das Bild war nur in ein Tuch gewickelt. Verdmore lehrte mich damals allerlei Fechterkunststücke, die ich noch heute im Gedächtniß habe. Ich kann mit feierlicher Bestimmtheit versichern, daß weder in meines Vaters noch in meinem Besitz jemals eine andere Gioconda- oder Florabüste war; die einzige aus unserem Besitz ist auf der Photographie dargestellt, die ich Herrn Cooksey (einem Antiquar) gab

und die dann in den Illustrated London News schlecht reproduzirt wurde. Nie ist meinem Vater oder mir irgendeine Büste zum Zweck der Kopirung übergeben worden. Das kann ich mit solcher unanzweifelbaren Sicherheit behaupten, weil ich von meiner frühsten Kindheit bis zu seinem Tode mit ihm in engster Gemeinschaft lebte, zu Haus unterrichtet wurde, an seinen Arbeiten mithalf und sein volles Vertrauen hatte. Whitburn war am Nottinghamplatz oft unser Gast und wird sich noch erinnern, daß mein Vater seinem alte farbige Gläser abkaufte. Ich bin Ihnen in Ehrerbietung ergeben Albrecht Dürer Lucas." Zwei Zeugen leben. Beide erklären in lückenloser Uebereinstimmung: Der bekannte Kaufmann Buchanan hat 1846 Richard Cockle Lucas beauftragt, nach einem Gioconda- oder Florabild eine Büste zu machen. (Daß Buchanan ein solches, dem Leonardo zugeschriebenes Bild hatte, ist durch einen Verkaufskatalog aus dem Jahr 1846 bewiesen. Er hats für sechshundertvierzig Guinees verkauft und es ist jetzt in Basildon in einer der Familie Morrison gehörigen Galerie.) Buchanan hat den Auftrag später zurückgezogen und Lucas die Büste deshalb behalten. Beide Zeugen erklären, daß sie Lucas oft an der Büste arbeiten sahen; daß sie nicht ein Werk Leonardos, sondern Richards Lucas sei, der das Leonardo zugeschriebene Bild als Skulptur nachschaffen sollte; daß im Hause Lucas nie eine andere Büste ähnlicher Art war. Beide führen eine Menge unwiderlegter, unwiderleglicher Details an. Und tüchtige Kunstkenner bestreiten mit äußerster Heftigkeit, daß die im Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellte Wachsbüste, mit ihrem fast modern scheinenden Kopf über nach Empirebrauch zusammengepreßten Brüsten, vierhundert Jahre alt sein könne. Der Generaldirektor der Königlichen Museen aber behauptet: Lucas hat zwei Büsten gehabt, das Original (von Leonardo) und die von ihm angefertigte Kopie; die Büste, die Lucas Sohn und Whitburn gesehen haben, war die Kopie; das Original, ein Werk vom Werth der melesischen Venus, habe ich entdeckt, habe ich spottbillig gekauft und Euch Berlinern in den Bronzesaal des Friedrich-Museums gestellt. Wers nicht glaubt, ist Deutschenfeind, Partikularist, Sezessionist, Sensationmacher. Alle Dokumente (sagt er), die beweisen sollten, daß die Büste modern, also nicht Leonardos Werk sei, „sind veröffentlicht worden: und das Resultat ist, daß gerade die Echtheit der Büste dadurch verstärkt, ja, bewiesen wird." Wörtlich. An Kühnheit und Selbstgefühl fehlts dem Herrn Generaldirektor der Museen jedenfalls nicht.

Auch nicht an Sachkenntniß und Erfolgen, die vor solcher Selbstsicherheit das Staunen mindern. Der Laie darf noch hoffen (und der Deutsche muß wünschen), daß Bode Recht behält. Der Behauptung, die Echtheit sei schon

erwiesen, müßte aber selbst blinder Patrioteneifer widersprechen. Zwei anständige, am Ausgang der Sache nicht irgendwie interessirte Männer, die einzigen aus der Zeit des Buchananauftrages Ueberlebenden, haben mit präzisester Bestimmtheit erklärt: **An der Büste, die den Berlinern für ein Werk Leonardos ausgegeben wird**, sah unser Auge Richard Cockle Lucas oft arbeiten; sie ist, ohne jeden Zweifel, das Werk seiner Hände, die, unter heute noch nachprüfbaren Umständen, beauftragt waren, Buchanans Gioconda (oder Flora) in Wachs nachzubilden. Diese klaren, bis ins Einzelne mit Erinnerungbildern illustrirten Angaben hat Bode nicht widerlegt; auch im Kleinsten nicht um ihre Glaubwürdigkeit zu bringen vermocht. Unverzeihliches aber hat er gethan: als die Partie schlecht für ihn stand, den König als Trumpf ausgespielt. Eines Tages lasen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habe Bodes Vortrag gehört, die Wachsbüste genau besehen, für einen echten Leonardo erklärt und dem Generaldirektor für den billigen Ankauf des herrlichen Werkes Anerkennung und Dank ausgesprochen. Da zu dem Vortrag, zur Besichtigung Hörer und Schauer nicht geladen waren, da ferner nicht anzunehmen ist, daß der Kaiser sein Urtheil dem Lokalanzeiger gemeldet habe, kann auch diese Information wieder nur von Bode gekommen sein. Und hier hört der Spaß auf; sind wir auch hinter der Grenze des Kunstbereiches. Geheimrath Bode weiß, daß zu sachverständigem Gutachten in diesem Streit der Kaiser so wenig berufen ist wie, zum Beispiel, Meister Liebermann zum Amt des Manöverrichters. Anstand und Taktgefühl verpflichtete den Beamten, die Worte des Kaisers, die sicher nicht auf besondere Autorität Anspruch machten, im Busen zu bewahren. Er hats nicht gethan: und damit erwirkt, daß der Vertrauensmann deutscher Nation wieder von tausend Zungen bespöttelt, von hundert Federn bekritzelt wurde. Als Einer, der Alles zu verstehen, in jedem Streit das entscheidende Wort sprechen zu können wähne und dessen Ubiquität den Nerven nachgerade unleidlich sei. „Alle Zweifel an der Echtheit der Büste müssen für immer nun schweigen. Immerhin sollte Herr Bode bedenken, daß Wilhelm der Allsachverständige als Kunstkritiker noch ein Neuling ohne rechtes Ansehen ist und daß kein Respektbuckel seine älteren englischen Kollegen hindern wird, die Echtheit der Büste zu bestreiten." Solche Sätze (und viel böser) lasen Franzosen und Briten, Russen und Römer. Das ist Bodes Werk. (Die Behauptung, die Angabe des Lokalanzeigers sei obendrein noch ungenau gewesen, braucht hier nicht geprüft zu werden. Wenn der Kaiser wirklich eine Untersuchung befohlen hat, die feststellen soll, ob das Wachs der Florabüste aus dem sechzehnten Jahrhundert stamme, mag man sich der Thatsache erinnern, daß Virchow einem von Mackenzie aus Friedrichs Kehlkopf geholten Gewebsstück die Gewißheit entnommen hat, der Kronprinz sei

nicht von der Krebskrankheit heimgesucht.) Der Hauptinteressent, dessen Ruf und Stellung verloren wären, wenn die theuer bezahlte Büste als eine Kopie aus dem neunzehnten Jahrhundert erwiesen würde, kann die gegen ihn wirksamen Aussagen zweier ehrenwerthen und unbefangenen Zeugen nicht entkräften; schilt drum Jeden, der diesen Zeugnissen glaubt, und zerrt schließlich den Kaiser ins Spiel. Allzu menschlich; eines im Kunstreich Regirenden nicht würdig. Der Herr Generaldirektor mag in den Tagen der ludi florales auf große und kleine Raubthiere, auf Hasen und Ziegen sogar Hetzjagden anordnen; in seiner Flora, wie die Römer einst, das Symbol guter Hoffnung sehen; mag, wenns ihm in die Taktik paßt, auch verkünden, die Form der Büste beweise, daß sie von einem Linkshänder, also von Leonardo, geschaffen sei. Er hat nicht das Recht, in Wahrung seines Privatinteresses den Deutschen Kaiser als einen Mann hinzustellen, der sich den Thatsachen nicht anbequemen, von der Wirklichkeit nicht Lehre annehmen könne und der, blinder als der Sagenknud, glaube, unter der Wucht seines Wortes müsse der Wogenprall schwinden.

Laßt den Kaiser aus Eurem Spiel! Die an trüber Erinnerung reichen Novembertage sollten diese Mahnung Jedem einschärfen. Auch Wilhelms Nächsten. Als Prinz Heinrich von Preußen einem Briten erzählte, sein Bruder halte den Uebergang zu allgemeiner Wehrpflicht auch in England für unvermeidlich, konnte er sich denken, daß diese Mittheilung bald Flügel bekommen werde. Nun ist sie von einem englischen Admiral verbreitet worden; und hat häßlichen Widerhall geweckt. In beiden Fällen ist nicht der Kaiser schuldig. Sinds die Männer, die ihn ohne Auftrag in die Feuerlinie schoben.

Europa irredenta.

Graf Aehrenthal hat in einer Woche zwei Siege erstritten. Einen glanzlosen im Defensivkampfe wider Herrn Iswolskij. Der eitle russische Wütherich (den ein Duodezbismarck nach kurzem Spiel mattsetzen könnte) hatte immer wieder gestöhnt, ihm sei der wiener Plan, Bosnien und die Herzegowina zu annektiren, erst nach der Ausführung bekannt geworden; die buchlauer Andeutung sei ganz vag gewesen, von ihm aber sofort mit dem Hinweis abgethan worden, daß diese Frage nur von einem Kongreß der Großmächte beantwortet werden könne. Der seit den Tagen von Desio verrußte Herr Tittoni sprang dem Kollegen als Helfer bei; konnte aber die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß er nach den salzburger Gesprächen mit Aehrenthal vor Zeugen auf die dem Balkan nahenden Ereignisse und Stürme hingewiesen und die Journalisten ermahnt hatte, sich nicht aus dem festen Glauben an die „nach jeder Richtung" gesicherte Einigkeit Oesterreichs und Italiens schwatzen zu lassen.

Aehrenthal hat nachgewiesen, daß Iswolskij und Tittoni wußten, was bevorstehe; dem im Stil unserer Winkelblätter mit „sensationellen Enthüllungen" drohenden Knirps aber eine ziemlich lahme Antwort gegeben, aus der man schließen muß, daß er die Veröffentlichung der Balkankorrespondenz nicht wünsche. Kein Triumph. Nach einem Austausch offiziöser Noten, der die Herren der Wilhelmstraße (Das heißt: Bethmann + Hammann) Wichtiges lehren könnte.

In der Debatte ist auch die Behauptung wiedergekehrt, eine deutsche Pression habe Rußlands Nachgiebigkeit erzwungen. Eine Behauptung, die uns im Zarenreich zu altem Haß neuen geworben hat und deren Unwahrheit doch erweislich ist. Nach meiner Kenntniß hat sich die Sache ganz anders abgespielt. An einem Abend der zweiten Märzhälfte kamen, bei einem Rout des Herrn von Tschirschky, in der wiener Deutschen Botschaft der Chef des österreichischen Generalstabes und der russische Militärbevollmächtigte ins Gespräch. Die Dreistigkeit serbischer Provokation schien kaum noch erträglich. Auf die Frage, obs irgendwas Neues gebe, antwortete Generalstabschef Conrad von Hötzendorff in gleichmüthigem Ton: Allerlei; und recht Beträchtliches. Der Kaiser habe den Befehl zur Mobilmachung gegen Serbien schon unterschrieben und für den Fall russischer Einmischung sei die Hilfeleistung des Deutschen Reiches gesichert. Sehr höflich und sehr gelassen. Der Militärbevollmächtigte schlich schnell aus dem Botschafterhaus, erbat Urlaub, fuhr noch am selben Abend nach Petersburg und meldete dort das Gehörte. Nun wurde Herr Iswolskij doch ein Bischen nervös. Er stand vor der Wahl, die Balkanslaven im Stich zu lassen und so Rußlands Haemusprestige auf ein Menschenalter hinaus zu vernichten oder mit einem zerrütteten Heer den Krieg gegen zwei starke Großmächte zu wagen und dem revolutionären Geist wieder die Thür in das von Truppen entblößte Land zu öffnen. Nach kurzem Zaudern suchte er den Grafen Pourtalès auf und bat, wohl unter der Einwirkung des nüchternen Stolypin und der um die Dynastie besorgten Großfürsten, um deutsche Vermittelung zwischen den osteuropäischen Kaiserreichen. Der Türkenwunsch deutscher Intervention in Wien war im November, auf Holsteins eifernden Rath, in Berlin abgelehnt worden; der russische wurde erfüllt. Kein Zweifel darüber gelassen, daß der casus foederis Deutschland an der Seite Oesterreichs finden werde; zunächst aber im Sinn friedlicher Schlichtung zwischen Wien und Petersburg vermittelt. Ob Oesterreich damals, trotz der Nothwendigkeit, für den Eventualkampf gegen Rußland und Italien ein paar Corps bereit zu halten, wirklich zu einer langwierigen Guerilla im serbischen Bergland entschlossen war oder es auch einmal mit einem Bluff versuchte, ist heute, da das Ziel längst erreicht ward, gleichgiltig. Nicht belanglos aber die Fest-

stellung der Thatsache, daß in der austro-russischen Krisis das Deutsche Reich nicht durch Drohung und Einschüchterung zu wirken getrachtet, sondern die guten Dienste geleistet hat, um die es in Petersburg gebeten worden war. (Und den Gourmets der Diplomatie ein schmackhafter Bissen, daß Iswolskij damals zurückwich, ohne in London und Paris vorher ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen. Sir Edward Grey hats ihm lange nachgetragen. Herr Pichon nahms leichter; war froh, als sich das Balkangewölk wieder verzogen hatte.)

An Bedeutung und Glanz übertrifft den ersten Aehrenthals zweiter Sieg: der nach unhörbarem Umgehungmarsch über die Magyaren erfochtene. Das war ein schweres Stück Arbeit, dessen schlaue Bewältigung selbst vom Hause Oesterreich Dank verdient. Wie unter dem beklemmenden Druck eines Schwarzalben hat die Doppelmonarchie unter der jungen, jugendlich skrupellosen Macht der Unabhängigkeitpartei geächzt. Unter der Tyrannis der Leute, die los von Oesterreich wollten, ein abgeschlossenes Zollgebiet, eine eigene Reichsbank, ein nur ungarischem Befehl unterstelltes Heer forderten und auf die Länge höchstens eine Personalunion mit Oesterreich dulden mochten. Diese Macht ist nun gesprengt: die Partei gespalten und ihr Führer von gestern, Franz Kossuth, zum hitzig befehdeten Anwalt der wiener Wünsche geworden. Das allgemeine Wahlrecht hat auch hier, wie so oft schon, als Dynamit gewirkt. Hinter Coulissenwänden mit verschiedener Aufschrift (Kommandosprache, Banktrennung, Barzahlung) barg sich die Magyarensorge: Welche Partei wird die Wahlreform durchführen (also ihrem Sonderinteresse anpassen)? Der radikale Reichstagspräsident Justh antwortete: Nur die Unabhängigkeitpartei darfs; da ein redlich gewährtes Wahlrecht die Magyaren entmachten, die Slaven in gefährlichem Tempo stärken würde, muß unsere Partei, die im Reichstag die Mehrheit hat, ohne Helfer aus anderen Küchen das Gericht zubereiten und nach ihrem Ermessen vertheilen. Ein schöner Gedanke, sprach Herr Kossuth, der Handelsminister; nur leider undurchführbar. So dumm sind die Wiener nicht, daß sie uns eine willkürliche, nach unserem Parteibedürfniß ersonnene politische Organisirung des Landes erlauben. Lieber erobert Franz Ferdinand, der mit Aehrenthal und Kristoffy den Sprengstoff über die Grenze gebracht hat, Ungarn mit Waffengewalt. Wir haben, als eine der Reichseinheit feindliche Partei, genug durchgesetzt, können nicht mit dem Schädel durch die Wand und müssen, wenn wir die erjagbare Beute nicht mit der Verfassungpartei (Wekerle-Andrassy) und der Volkspartei (Zichy-Rakovszky) theilen, am Ende müßig mitansehen, wie die Wahlreform gegen uns gemacht wird. Der rauschende Rhythmus magyarischer Rede täuschte den fernen Horcher über den Inhalt dieser Zwiesprache, die von Mond zu Mond

unfreundlicher wurde. Jetzt ist Justh aus dem Reichstagspräsidium entfernt und Kossuth, nur noch der Führer einer Hundertschaft, hat den dringenden Wunsch, im Licht kaiserlicher Gnade und in Gemeinschaft mit den (einst so grausam bekämpften) Deakisten in der Regierung zu bleiben. Ob Justh Kossuth, ob Kossuth Justh aus der Volksgunst drängt: mit dem Nimbus der Unabhängigkeitpartei ists vorbei und den Wienern die Bahn freigekehrt. Das hat mit seinem Rath, die Leute zappeln und schwitzen zu lassen, Graf Aehrenthal vollbracht.

Herr Kossuth, der vor einem Jahr noch mit dem Haus Habsburg-Lothringen wie eine Großmacht mit einer anderen verhandelte, gilt großen Schaaren seiner Landsleute heute schon als ein Verräther, der um Judaslohn seine Grundsätze verschachert habe. Der stets kränkelnde Sybarit, der in Seide gebettete, von Wohlgerüchen umduftete Weichling war nie der Mann, in offener Feldschlacht den Sieg an seine Fahne zu binden. Und muß nun vor dem Sturm beben, zu dem sich die zehn Dutzend unter Jusths Kommando gegen ihn rüsten. War, mehr Italiener als Magyar, eigentlich immer nur eines glorreichen Namens Schatten. Als die Mehrheit der Parteigenossen sich neulich mißtrauisch von ihm wandte, höhnte sie sein empfindliches Ohr mit den Klängen des Kossuthliedes. Ein böser Vokalspaß, der dem Schwachgemuthen sagen wollte: „Weil wir den Vater ehren, müssen wir Achtundvierziger den Sohn verachten." Ob der Vater in ähnlicher Lage aber anders gehandelt hätte als der Sohn? Arcades ambo. Ludwig Kossuth war nach seiner Niederlage bereit, mit den Türken zu paktiren, rief dann, als Nikolai und Franz Joseph seine und Dembinskis Auslieferung von der Hohen Pforte (vergebens) forderten, die Westmächte um Schutz an und schrieb aus Widdin nach Konstantinopel an Frankreichs Gesandten den (von Tocqueville in seinen Souvenirs aufbewahrten) Satz: „J'ai choisi comme un bon chrétien l'inexprimable douleur de l'exil au lieu de la tranquillite de la mort." Dieser gute Christ hätte auch mit dem Wien Aehrenthals eine Verständigung gesucht und gefunden.

Der Kampf um die Wahlreform, die den Magyarenschrecken eindeichen soll, geht, unter Oesterreich günstigeren Bedingungen, weiter. Und wenn die im wiener Reichsrath hausenden Nationalparteien dem Rath kühler Klugheit zugänglich wären, würden sie nicht gerade in dieser kritischen Stunde durch Raufhändel und Scharmützel die cisleithanische Politik um jeden Elan, jede Stoßgewalt bringen. Oesterreich braucht die vereinte Kraft der Deutschen und der Slaven, um mit Ungarn zu einem würdigen Abschluß zu kommen. Und dieser Abschluß ist doppelt dringlich, weil Oesterreich-Ungarn morgen schon vor der Nothwendigkeit eines Zweifrontenkrieges stehen kann. Der lange Urlaub des petersburger Botschafters Grafen Bechtold ist, wie der von Livadia nach Racco-

nigi gewählte Reiseweg, nur das sichtbare Symptom des schlechten Verhältnisses zu Rußland. Drei Wochen nach Nikolais Heimfahrt aus Italien hat der Corpskommandant in Brescia, Generallieutenant Asinari di Barnezzo, der beim Zaren den Ehrendienst hatte und bei Victor Emanuel in besonderer Gunst ist, eine Rede gehalten, in der er die Offiziere an die Pflicht zur Befreiung des vom Fremdling geknechteten Italerbodens mahnte und den Soldaten zurief: „Vor meines Geistes Auge sehe ich unseren König auf dem Gran Sasso d'Italia die dreifarbige Fahne senken und den Blick ostwärts schicken, in die Ferne, von wo so viele Schwesterstädte zu dem Löwen von San Marco hinüberschauen, von dem ihre Sehnsucht Befreiung erhofft." (Da wächst, im Westen, ein neues System. Als der Widerhall spanischen Kraftaufwandes dem pariser Marokkosyndikat unbequem wurde und die Ferrertrabanten den muthigen alten Maura noch nicht um den Kredit gebracht hatten, mußte General d'Amade eine Warnung über die Pyrenäengrenze rufen. Als man sich am wiener Ballplatz gegen die Insulte von Racconigi stocktaub stellte, mußte ein Corpskommandant noch deutlicher werden.) Asinari ist natürlich, wie der französische Kamerad, in den Ruhestand versetzt worden; bis auf Weiteres. Und ist, wie D'Amade, der Held des Tages. Denn er hat keck ausgesprochen, was neun Zehntel aller Italiener denken: Südtirol, Istrien, Görz, Triest, auch Dalmatien, das einst Venedig gehörte, muß wieder unser werden! Drum krönt ihn, der so laut sprach wie seit Skobelew kaum je ein Soldat, jubelnd das Volk. Und in Rom, Wien, Berlin können Schmocks selige Erben übermorgen wieder betheuern, daß im Dreibund nicht das kleinste Knötchen gelockert, insbesondere im Gebiet der Irredenta von altem Haß nichts mehr zu spüren ist.

Deutschland muß sich hüten, über die Pflichtgrenze hinauszugehen und alle Interessen Habsburgs, auch die unseren entgegengesetzten, brünstig zu umklammern. Kann im Nebelung aber den Oesterreichern eben so wichtigen Dienst leisten wie im März den Russen. Durch die höfliche Lösung des mit Italien vereinbarten Paktes. Das Bewußtsein unentgeltlicher Rückversicherung macht die Italiener frech; wenn sie der stark gepanzerten Austria allein gegenüberstehen, werden sie schnell wieder artig sein. Solcher Anblick deutscher Entschlossenheit wird am Ende auch die Russen erkennen lehren, daß sie mit Berlin und Wien anders verkehren müssen, als Iswolskij, das Teufelchen in der Flasche, empfahl. Und daß Versäumtes nicht leicht nachzuholen ist.

Ein neuer Khalif?

Aus Kiel kam neulich die Kunde, der Kaiser wolle in diesem Jahr mit seiner Frau wieder gen Jerusalem fahren. Die Meldung muß falsch sein; kein

Kanzler könnte in dieser Zeit islamischer Krisen solche Reise verantworten. Doch ein kleinerer Herr macht sich auf den Weg nach ihm heiligen Stätten; und seine Reise, von der bisher bei uns kaum gesprochen wurde, kann wichtig und merkwürdig werden. Abbas Hilmi, der Khedive von Egypten, will am vierzehnten Dezembertag die Fahrt nach Mekka und Medina antreten. Treibt ihn das Bewußtsein religiöser Pflicht in Strapazen, wie eine Reise durchs Rothe Meer und ein viertägiger Kamelritt sie einem zu Korpulenz Neigenden aufbürden? Unwahrscheinlich. Will er, wie erzählt ward, mit den Scheichs des Nedschd und von Koweit in Mekka zusammentreffen, um über die Wege zu sprechen, die ans Ziel des Panislamismus führen könnten? Solches Unternehmen würde Sir Eldon nicht williger dulden als vor ihm Lord Cromer. Bleibt noch die Möglichkeit, daß der Khedive sich von den Imamen der Heiligen Stätten zum Khalifen ausrufen lassen will. Dazu sind sie nach islamischer Rechtssatzung befugt: wenn sie Abbas Hilmi als Herrn von Mekka und Medina begrüßen, ist er fortan der Schatten Gottes und der Statthalter des Propheten. Hört aber nicht auf, von Englands Gnaden in Kairo zu residiren. Was brächte solche Wandlung Britanien ein? Der neue Khalif wäre nicht viel mehr als ein Britenvasall; die Herrschaft über Arabien, die Verbindung Egyptens mit dem Sudan, Mesopatamiens mit Indien gesichert; auf die Trace der Bagdadbahn ein schwer überwindbares Hinderniß gewälzt; und den Deutschen ein Aerger bereitet, neben dem der von Akaba Kindergram schiene. Und dazu soll Abbas Hilmi, der die Briten im tiefsten Herzensgrunde doch ingrimmig haßt, sich hergeben? Warum nicht, wenn daran reichlich zu verdienen ist? Trotz dem Türkenblut ist er ein echter Araber, denkt, wie seine Stammesgenossen, Tag und Nacht an die Häufung von Schätzen und wird gern mit sich reden lassen, wenn England ihm die Zolleinkünfte der Hafenstädte am Rothen Meer zuspricht und obendrein gar noch die Spesen trägt, die nöthig sind, um die innige Anhänglichkeit der Beduinenscheichs und der Priesterschaft in Arabien zu verbürgen. Geld, das draußen so hohen Zins bringen kann, hat John Bull nie knickernd in der Tasche behalten. Der Khedive, der seine Orientalen kennt und die Türken verachtet, empfindet auch die ganze Lächerlichkeit der stambuler Parlamentskomoedie. Den Großherrn Abd ul Hamid hat er gefürchtet (und nur Furcht zeugt im Orientalenhirn Achtung); Mohammed den Fünften und dessen jungtürkische Tutoren schätzt er nicht höher als sein eigenes Palastgesinde. Die Türkei darf nicht zu früh mißtrauisch, der egyptische Nationalismus nicht mit allzu fettem Köder hervorgelockt und doch muß die Zeit benutzt werden, ehe das neue Regime sich in Konstantinopel festigt und die Hedschasbahn fertig ist. Kann das Phantom der Gleichberechtigung aller Nationen im Osmanenreich

Wirklichkeit werden? Der Mohammedaner den Christen, den Juden neben sich im Heer dulden? Werden diese Fragen verneint, merkt der Türke erst, daß er, als Minorität, verloren ist, sobald er den Rajahvölkern Gleichberechtigung gewährt, dann ists mit Verfassung und Parlamentspiel aus. Bald muß sichs zeigen. England will für jeden Fall sicher sein und streckt drum früh Fühlhändchen aus. Doch in Konstantinopel ist man ängstlich geworden. Scheint zwar nicht entschlossen, dem dreißigjährigen Khedive die Reise direkt zu verbieten. Will ihn aber von Hamada Pascha überwachen lassen, der in Egypten Minister war und in den nächsten Wochen nach Mekka und Medina gehen soll.

Ein Eisen im Feuer: damit begnügt der britische Glücksschmied sich nicht gern. Während die Egyptische Regirung (also England) den dicken Vicekönig für die Fahrt ins Heilige Land des Khalifates ausrüstet, hat sie die Konzession der Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez um vierzig Jahre verlängert. Warum? Die Konzession lief noch bis 1969; läuft nun also bis 2009. Im Sudan (wo seine Herrschaft ja noch immer nicht „anerkannt ist) braucht England für Eisenbahnen, Bewässerungsanlagen, Verbindungen mit Uganda und dem Rothen Meer Riesensummen; Egypten, dem als Theilhaber am sudanesischen Kondominium die ehrenvolle Aufgabe der Kostendeckung zufiel, kann allein nicht auch das jetzt Nöthige noch herbeischaffen. Für die Konzessionverlängerung, an der es als Hauptaktionär natürlich das größte Interesse hat, läßt England sich mit steigender Prozentualbetheiligung und mit etlichen Millionen Pfund Sterling bezahlen; und kann so die durch die sudanesische und arabische Kulturarbeit entstandenen Kosten decken, ohne eine neue Anleihe aufzunehmen, durch die das internationale Institut der Caisse de la Dette über das Jahr 1912 (wo es nach britischem Wunsch verschwinden soll) hinaus am Leben erhalten würde. Wird diese Caisse geschlossen, so fließen der Egyptischen Regirung große Summen zu; und man darf sich in London mit der Thatsache brüsten, daß wieder eine Europäerhypothek auf das Nilterrain ausbezahlt ward. Ein neues lehrreiches Kapitel aus dem Buch britischer Weltpolitik. So klug besonnen und in der Wirkung so sicher, daß sogar die Halbgötter der Wilhelmstraße vielleicht noch daraus lernen könnten.

Als im Haus der Commoners, vor zweiundfünfzig Jahren, Berkeley die Regirung wegen des Suezkanalplanes interpellirte, höhnte Palmerston das Unternehmen als finanziell und technisch undurchführbar, als die Ausgeburt eines kranken Hirnes, die, zu Englands Heil, nicht lebensfähig sei; denn einen Kanal, der Egypten von der Türkei trenne, könne die Regirung Ihrer Majestät niemals dulden. Der so sprach, flackerte, wenns ihm in den Kram paßte, als Feuerbrand auf; fand sich aber auch als trockener Schleicher in der

Menschenwelt zurecht. Pfauchte als Beantworter der Interpellation; und hatte vorher doch schon Herrn Ferdinand Lesseps mitgetheilt, daß der londoner Widerstand in dem Augenblick weichen werde, wo den Briten der Besitz von Suez (also des den Kanal öffnenden und schließenden Thores) gesichert sei. Eine Wasserstraße, die Egypten von der Türkei trennt und den Seeweg nach Indien um ein so beträchtliches Stück kürzt, durfte England natürlich nur dulden, wenn am Nil nicht eine andere Großmacht herrschte. Das Halbjahrhundert ward nicht verloren. Das Pharaonenreich ist britisch (und der Nationalismus der Egypter, über den die Norddeutsche im September so thörichte Sentiments von sich gegeben hat, einstweilen ohnmächtig). In der Kanalgesellschaft hat England seit Ismails Bankerot die Aktienmehrheit; läßt sich, für die Verlängerung der Konzession, von 1910 bis 1913 hundertvier Millionen Francs zahlen; und bekommt von 1969 bis 2009 fünfzig Prozent der Kanaleinkünfte (in den vierzig voraufgehenden Jahren einen von vier bis auf zwölf Prozent steigenden Antheil). Die Hoffnung der Egypter, 1969 endlich Besitzer des Kanals, der schon jetzt einen Jahresertrag von mindestens siebenzig Millionen Francs bringt, zu werden, ist vereitelt. Durfte dem Ziel nicht nahen; wer kann heute wissen, welche Flagge am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts auf der Citadelle von Kairo wehen wird? Sir Edward Grey macht mit den elf Artikeln des neuen Vertrages ein gutes Geschäft auf lange Sicht. Und was auf dem Seeweg nach Indien gelang, kann auch auf der Schienenstraße gelingen. In Egypten ist der täppische Versuch, durch die Linie Akaba-Maan dem Kanal und seinem Wuchertarif zu entgehen, abgeschlagen, im Sudan durch die Eisenbahn, die Lord Cromer 1906 (am Geburtstag des Deutschen Kaisers) feierlich weihte, von dem neuen Riesenhafen Port Sudan aus die Verbindung mit dem Nil beschleunigt worden. Im Yemen, am Persischen Golf, in Mesopotamien hat Britenschlauheit längst vorgearbeitet. Anglo-russischer Vertrag, Bewaffnung der Kurden und Beduinen, Pionierleistung des Sir William Willcocks, Monopol auf Euphrat und Tigris: für den Anfang genügts. Vielleicht erleben wir noch den Tag, da England den heute als technisch und finanziell undurchführbar und dem Briteninteresse unerträglich verschrienen Plan der Bagdadbahn für höchst vernünftig erklärt und fördert, weil der Leu sich stark genug fühlt, auch den trockenen Weg nach Indien mit seiner Pranken und seiner Nobelvasallen Kraft zu beherrschen.

Einstweilen will es sich einen Khalifen fabriziren. Schweigen: so lautet die Ordre. Ganz gut, daß in Paris und Madrid, in Rom und Wien, in Athen und Teheran Lärm gemacht wird; da denkt Keiner an Egypten und Arabien. Wer einen leckeren Braten in der Pfanne hat, hütet sich weislich,

neidische Nachbarn in die Küche zu laden. Abbas Hilmi, der Nominalherr über zwölf Millionen Menschen, soll auf die wichtigste Reise seines Lebens: und die straff disziplinirte Britenpresse thut, als handle sichs ums die gleichgiltigste Sache. Der Khedive wird in feierlichem Zug die Kaaba umkreisen, an Abrahams Grabe beten, aus dem Heiligen Born neue Kraft schöpfen, auf der Weihestätte islamischen Glaubens den Bairam feiern und mit den Imamen des Nedschd und von Koweit, die längst der Wunderwirkung englischer Banknoten vertrauen gelernt haben, politische Zwiesprache halten. Diese Programmnummer ward jedenfalls nicht von religiösem Bedürfniß gefordert. Was winzig scheint, kann schnell ins Große wachsen; die kleinste Ursache weithin fühlbare Wirkung haben. Als Bulgariens Geschäftsträger vom Suzerain nicht als Vertreter einer fremden Macht behandelt, nicht an die Galatafel des Yildizpalastes geladen wurde, fand man die Läpperei kaum der Rede werth und der Bulgarenprotest wurde von unseren Offiziösen als Ausdruck dreister Ueberhebung abgethan. Dennoch wars der Anfang einer Evolution, deren Ende auch nach Ferdinands serbischer Reise (zu der ihn der Aerger über einen dem Rumänenkronprinzen gewährten, dem Bulgarenzaren versagten österreichischen Orden getrieben haben soll) noch nicht absehbar ist. Auch das Reiseprojekt des Khedive kann man in den Bereich der faits divers weisen; muß sogar, wenn mans vor Störung schützen will. Löst Arabien sich ein Weilchen danach aus den letzten Osmanenbanden, folgt Syrien und Mesopotamien, dann ist zwischen Afrika und Asien die Brücke geschlagen, deren Bewachung zu den Ehrenpflichten des gutmüthigen Tommy Atkins gehören wird. Und ersetzt ein Araber, ein Sohn des auserwählten islamischen Volkes, den Osmanensultan im Khalifat, dann ist der King, ist Eduardus septimus fidei defensor (wie auf britischen Goldmünzen zu lesen ist) nicht nur der Wahrer des Christenglaubens, sondern zugleich auch der eigentliche Großherr aller Gläubigen und der Gebieter in der muslimischen Welt. In Konstantinopel nur ein mannequin, ein von Offizieren und Schreibern gelenkter und bedrohter Sultan; der unendlich mächtigere Khalif, das geistliche Haupt des Islam, in Kairo unter britischer Oberhoheit, mit der steten Aussicht auf neuen Nachschuß britischen Goldes (das dem Ungehorsamen, versteht sich, entzogen würde): in dieser Position wäre der Inderaufstand, dessen Stunde schnell zu nahen scheint, ohne allzu arge Besorgniß abzuwarten.

Wer den Plan gar so abenteuerlich findet, mag an Englands orientalische Christenpolitik, an die Geschichte des Suezkanals, an die Genesis des Bündnisses mit den verachteten Männern von Nippon und an manchen anderen Abschnitt britischer Historiographie denken. Wer wähnt, das Streben nach der Erhaltung der Türkenfreundschaft müsse diesen Weg sperren, hat die

Künste britischer Strategie und Taktik nicht kennen gelernt. In der Türkei, wo aus eigener Kraft nie Nützliches geleistet, nie Dauerbares organisirt worden ist, verdienen nur zwei Faktoren ernste Beachtung: Armee und Religion. Das Heer ist als Britenwaffe gegen Deutschland nicht zu brauchen, so lange Colmar Goltz mit seinen Instruktoren und Schülern da unten kommandirt; so lange nicht die letzte Nachwirkung deutscher Drillmeisterschaft weggeweht ist. Ueber die Seelen gebietet, den Durst nach Glauben stillt der Khalif, nicht der Sultan. Wer den Khalifen hat, ist nicht mehr auf das Wohlwollen der Türken angewiesen. Wird die von Blutdünsten umnebelte Jungtürkenposse noch lange weitergespielt, dann vernichtet sie im Osmanenreich den Islam und bringt in Südosteuropa ein graeco-slavisches Völkerchaos zur Herrschaft über den versiechenden Türkenstammesrest. Hebt die islamische Theokratie sich noch einmal aus den Trümmern, dann werden die Rajahvölker von der türkischen Minorität wieder entrechtet, in Makedonien und Armenien fließt Christenblut und die Großmächte sind zur Kündigung der Freundschaft genöthigt. Keine der beiden Entwickelungmöglichkeiten bedroht Britanien mit ernster Gefahr. Wenn es der Türkei das geistliche Haupt nimmt, zwingt es sie zum Verzicht auf die Herrschaft über ein Gebiet, dessen Riesenumfang ihre Kraft nicht mit Leben erfüllen kann und auf dessen Weite ihr nur das Khalifat einen Rechtsanspruch gab. Abessinien, Arabien, Egypten, Marokko, Mesopotamien, Persien, Syrien: überall wird der Mohammedaner jauchzen, wenn er in dem Türkensultan, dem Feind panislamischen Dranges, nicht mehr den Khalifen zu ehren hat. Und wer ist denn so einfältig zu glauben, England werde seine Karten je aufdecken, je zugeben, daß es die Auswanderung des Khalifates vorbereitet habe? Fragt Mr. Harry Boyle, der aus Kairo als Generalkonsul und Observer nach Berlin versetzt worden ist, ob Britanien nicht nur bestrebt sei, in Afrika, wie in Europa und Asien, den status quo zu erhalten; ob es in Mekka und Medina irgendwelchen Einfluß suche. Der Pfiffikus wird sicher antworten: „Wers anders darstellt, gehört in ein Narrenhaus."

Unser Mühen, die Türkei zu stärken, wird nicht reichlichere Rente tragen, als unsere bethuliche Liebe im Scherifenreich trug. Die uns Regirenden werden jede Warnung als Phantasterei abweisen und, wenn das Unerwartete Ereigniß geworden ist, in sittsam bescheidener Jungfernscham erklären, daß wir in Arabien keine Interessen zu wahren, keine Rechte zu verlieren haben. Nach bülowischem Rezept. Noch ist es Zeit, für unsere Zustimmung eine ansehnliche Kompensation einzuhandeln. Sind wir wieder selig, weil uns die Britenpresse ein Weilchen, wie jetzt während des Kongohandels, nicht schilt, dann müssen wir uns abermals mit schimmelnden Brotrinden begnügen.

❦

Stille Verse.*)

Wie Hörnerklang im dunklen Wald entschwunden,
So schwand das Wort, das noch mein Mund nicht sprach;
Du träumst davon in blassen Zwielichtstunden
Und leise hallt es Dir im Herzen nach.

Auf Deiner Seele friedumhegten Spiegel
Zerrinnt in Wellen, Kreis auf Kreis, das Wort;
An Deinen Schultern fühlst Du starke Flügel,
Sie tragen hoch Dich über Wolken fort.

Du darfst das Glück, das Dich umsonnt, nicht tauschen
Mit einem Traum, der wie ein Hauch zerfließt —
Es ist genug, daß aus des Waldes Rauschen
Ein leiser Klang, ein schmeichelnder, Dich grüßt.

Im Traume bin ich an Dein Bett getreten,
Darinnen lagst Du wie ein schlafend Kind;
Ich hob die Hände, leis für Dich zu beten,
Und draußen ging der erste Frühlingswind.

An Deinem Lager athmeten Narzissen,
Es zog ihr Duft betäubend durch das Haus;
Ich nahm sie fort und legte Dir aufs Kissen,
Den ich gepflückt, den stillen Veilchenstrauß.

Er träufelt süßen Frieden in die Seele.
Der Frühling naht der Pforte segenschwer;
Ich geh' dahin, getrost, daß Dir nichts fehle —
Die schweren Träume träumst Du nun nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suse.

*) Diese Verse werden in Suses neuem Gedichtband stehen, der, unter dem Titel „Stimmen des Schweigens; aus stillen Landen", in den ersten Dezembertagen bei Hirzel in Leipzig erscheint. In dem selben Verlag sind die Bände „Merlin", „Salome" „Pygmalion" und „Gärten der Träume" erschienen.

Kleopatras Hochzeit.*)

Im Juli 37 war Jerusalem, wie es scheint, von Herodes und Sossius genommen worden und die Beendigung dieses Krieges änderte die Sachlage so sehr, daß die mit so viel Mühe zu Stande gekommenen Abmachungen von Tarent zum Theil bedeutunglos wurden. Die Belagerungarmee war nun frei geworden und Antonius, der auf seinen Amtsgenossen schon einen guten Theil seiner Ausgaben für die Marine abgewälzt hatte, ergriff mit Freude die Gelegenheit, den Sold und Unterhalt der zwanzigtausend Soldaten des Octavius zu sparen. Er bedurfte ihrer jetzt nicht mehr zur Durchführung des von Caesar entworfenen Feldzugsplanes, der in großen Zügen den Rath in die Praxis übersetzte, den der König von Armenien im Jahr 55 dem Crassus vergeblich ertheilt hatte. Wollte man sich Persien unterwerfen, so mußte man vorher das parthische Heer zertrümmern und vor Allem die berühmte Reiterei der Parther, die so meisterhaft verstand, den Gegner von seiner Operationbasis wegzulocken, ihn zu umgehen, ihn von vorn anzugreifen und in den Flanken zu beunruhigen, ohne sich auf einen entscheidenden Zusammenstoß einzulassen. Wie sollte man sich gegenüber dieser Taktik verhalten? Wie wollte man die Parther zwingen, eine regelrechte Schlacht in der Nähe der römischen Operationbasis und zu günstiger Zeit und am geeigneten Ort zu liefern? Empfahl es sich, den selben Weg wie Crassus einzuschlagen und Seleucia zu bedrohen? Der vorübergehende Verlust der mesopotamischen Städte fiel für die Parther nicht schwer ins Gewicht; Seleucia aber lag so weit vom Euphrat ab, daß das römische Heer während eines Anmarsches gegen diese Stadt den Feinden die schönsten Gelegenheiten zur erfolgreichen Anwendung ihrer Kampfweise geboten hätte, worauf auch die Niederlage des Crassus hinwies. Caesar hatte sich daher entschieden, den Einmarsch in Persien auf einer längeren, aber sichereren Route von Norden her anzutreten; zuerst wollte er auf der heutzutage Plateau von Erzerum genannten Hochfläche in Klein-Armenien ein etwa hunderttausend Mann starkes, aus Legionsoldaten und orientalischen Truppen zusammengesetztes Heer versammeln, nebst einem großen Proviantrain und einem riesigen Belagerungpark; von da sollte der Marsch durch reiche, bevölkerte und den Römern freundlich gesinnte Länder bis zum Aras führen, der die Grenze eines großen Vasallenstaates der Parther, von Media Atropatene, bildete, worauf es direkt auf die medische Hauptstadt losgehen sollte, die kaum vierhundert Kilometer von der Grenze entfernt lag. Falls die Parther dem Vasallenfürsten zu Hilfe eilten, so hatte das römische Heer die entscheidenden Kämpfe in einer günstigen Oertlichkeit und bei ausreichender Rückendeckung zu bestehen; überließen ihn die Parther seinem Schicksal, so war Medien die erste Etape für die Eroberung und bildete die Basis, von der aus das römische Heer seinen zweiten Vorstoß gegen Persien unternehmen konnte. Wenn Antonius in sich den Muth zur Ausführung eines so gewaltigen Unternehmens fühlte, dann kann er unmöglich so durch Sinnengenuß entnervt gewesen sein, wie seine Biographen uns gern überzeugen möchten. Allein zur Aufbringung einer solchen Armee, für all die Verpflegungeinrichtungen

*) Ein Fragment aus dem schönen, hier schon erwähnten Werk „Größe und Niedergang Roms", das bei Julius Hofmann in Stuttgart erscheint und an Wirkung auf die Menge der deutschen Leser die meisten neueren Historienbücher übertrifft.

und die vielen Belagerungmaschinen waren ungeheure Summen nöthig. Am Ende mußte Antonius zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle Mittel, die er angewandt, um sie sich zu verschaffen, sich als unzureichend erwiesen. Weder die neuen Souveraine, die Antonius im Jahr 39 im Orient geschaffen hatte, noch seine Quästoren, die bei der Prägung der für die Legionen bestimmten denarii immer größere Mengen von Kupfer und Eisen dem Silber zusetzten, noch auch die kleinen Streifzüge oder Razzias, die er bald von diesem, bald von jenem Heerestheil ausführen ließ, verschafften ihm das Geld, das er so nöthig brauchte. Gerade damals hatte Canidius in seinem Auftrag mit sechs Legionen im Kaukasus einen Feldzug gegen die Iberer und Albaner zu führen, um seine Legionen auf Kosten dieser barbarischen Stämme zu ernähren und sie den Winter in der Nähe des Hochlands von Erzerum verbringen zu lassen, wo das Heer sich im Frühjahr versammeln sollte.

Nicht an Menschen also, sondern an Geld fehlte es dem Antonius, um den großen Feldzugsplan Caesars zur Ausführung zu bringen, der ihn zum Herrn des Reiches machen sollte. Deshalb konnte Octavius, der noch mehr an Geldmangel litt als er, dem Antonius in keiner Weise mehr nützlich sein und Antonius hatte allen Anlaß, sich über das argwöhnische und doppelzüngige Vorgehen seines Amtsgenossen beim Abschluß ihrer Verständigung zu entrüsten und erst recht den Schimpf, den ihm sein Schwager bei Tarent angethan, schmerzlich zu empfinden, als er ihn gezwungen, das Zustandekommen eines Abkommens zu erbitten, das für Octavius viel vortheilhafter war als für ihn. So mußte sich denn Antonius während seiner kurzen Ueberfahrt von Tarent nach Korfu sagen, daß der Augenblick gekommen war, um das Anerbieten der Kleopatra anzunehmen und durch seine Vermählung mit ihr König von Egypten zu werden. Der Mann, den uns die antiken Historiker als Helden eines langen Romans schildern, hatte drei Jahre fern von ihr verbracht, ohne vor Kummer dahinzusiechen, und kehrte zu ihr, der Königin des einzigen Landes des Ostens, das die Bürgerkriege nicht ruinirt hatten, dann zurück, als er für sein kriegerisches Unternehmen so dringend Geld benöthigte, daß er einen Theil seiner Flotte seinem Amtsgenossen abtreten mußte. Diese Ueberlegung allein giebt uns schon das Recht, die Frage aufzuwerfen, ob der berühmte Liebesroman nicht erfunden wurde, um einen ernsteren politischen Interessenkampf zu verschleiern. Mit seiner Verheirathung mit Kleopatra wollte Antonius nicht seiner romantischen Leidenschaft für die egyptische Königin Genüge thun, sondern nur Egypten zu den übrigen Ländern, die er beherrschte, hinzugewinnen und sich den Kronschatz der Lagiden für die Unterhaltung seines Heeres und für die Ausführung des großen, von Caesar überkommenen Projektes sichern. Der persische Feldzug giebt uns den Schlüssel zum Verständniß dieser Handlung des Antonius wie seiner ganzen Politik. Nur war leider das Auskunftmittel einer dynastischen Heirath, zu dem Antonius diesmal griff, nicht mit der römischen Verfassung und der Amtswürde eines Prokonsuls in Einklang zu bringen; wenn auch an beiden Einrichtungen die gewaltigen politischen Umwälzungen der letzten hundert Jahre nicht spurlos vorübergegangen waren. Die Vermählung mit Kleopatra zu diesem Zeitpunkt bedeutete für Antonius selbst in jener Zeit des Umsturzes des Bestehenden eine sehr ernste Entscheidung, durch die er als bewußter Revolutionär den altehrwürdigsten Ueberlieferungen der römischen Politik Hohn sprach. Und dabei ließ er dem Entschluß ganz rasch, ohne weitere Vorbereitungen, die Ausführung folgen, wie wenn

es sich um eine geringfügige Angelegenheit handelte, den Vorurtheilen der Menge und den alten Ueberlieferungen zum Trotz und der ungewissen Zukunft mit einer Verwegenheit entgegenschreitend, die nur durch den glänzendsten Erfolg ihre Rechtfertigung finden konnte. Er kannte kein Zaudern, wo größere Männer als er, vielleicht Caesar selbst, gezaudert hätten. Kaum war er in Korfu angelangt, so schickte er Octavia mit den Kindern nach Italien zurück und entsandte den Fonteius Capito nach Alexandrien mit einer Einladnng an Kleopatra, ihm nach Syrien entgegenzureisen. Damit war die jähe Entscheidung gefallen, die über sein künftiges Schicksal bestimmen sollte und an der die natürliche Charakterveranlagung des bedeutenden, aber leicht ins Extreme verfallenden Mannes, seine außerordentliche Begünstigung durch das Glück in den letzten Jahren, die chaotische Zerrissenheit der Zeit, in der sich die Grenzlinien zwischen dem Erreichbaren und dem Unmöglichen so leicht verwischten, Excentrizität und kluge Berechnung gleichen Antheil hatten.

Inzwischen war Octavius in Italien während der letzten Monate des Jahres 37 damit beschäftigt, die Bestimmungen der Vereinbarung von Tarent zur Ausführung zu bringen. Er ließ durch die Komitien ein Gesetz annehmen, wonach die Amtsperiode der Triumvirn bis zum ersten Januar 32 vor Christus verlängert wurde, und setzte seine Rüstungen gegen Sextus emsig fort, um im nächsten Jahr unter allen Umständen losschlagen zu können. Freilich war die Volksstimmung immer noch gegen den Krieg, denn trotz Allem war die Bewunderung für den Vater Pompejus nicht erloschen und man wollte in den Niederlagen des Jahres 38 die rächende Hand der Götter erblicken, die dem letzten Sprossen der edlen, vom Unglück verfolgten Familie ein Zeichen ihrer Huld geben wollten. Octavius hätte vielleicht, wenn er gekonnt hätte, dieser Stimmung Rechnung getragen. Verstand und Wille hatten bei ihm mit den Jahren und der Erfahrung an Stärke gewonnen und der wohlthätige Einfluß Livias und seines Lehrers Didymus Areus, der besonnensten unter seinen Rathgebern, wirkte mehr und mehr mäßigend und ausgleichend auf ihn ein. Aber wie wollte er die Volksthümlichkeit des Namens Pompejus, die dem Sohn Caesars so gefährlich war, ein Ende machen, ohne Sextus zu vernichten? Mochte ihm noch so sehr darum zu thun sein, die Oeffentliche Meinung für sich zu gewinnen: er mußte noch einmal ihr trotzen und diesen Waffengang, ob unpopulär oder nicht, durchfechten. Aber diesmal war er entschlossen, seinen Eigenwillen, der sich den Wünschen der Nation so hartnäckig widersetzte, durch einen glänzenden, raschen und endgiltigen Erfolg zu rechtfertigen. Das bewies die Gründlichkeit seiner Vorbereitungen. Wußte er doch auch wohl, daß ein solcher Erfolg das einzige Mittel war, um die Volksgunst sich wieder zu gewinnen, während ein neuer Mißerfolg für ihn verhängnißvoll werden konnte. So suchte er den Lepidus zur Hilfeleistung mit seinen Schiffen und den sechzehn Legionen, über die er verfügte, zu bestimmen, betrieb die Fertigstellung der Flotte und des Hafens mit Hilfe des Agrippa, studirte vielleicht auch die Geschichte des ersten Punischen Krieges, während dessen man Sizilien zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, und arbeitete einen Kriegsplan aus, der ihm zum Triumph über Die verhelfen mußte, die diesmal die Stelle der Karthager einnahmen. Eine möglichst große Anzahl von Legionen sollte auf der äußersten Spitze der Halbinsel zusammengezogen werden, um von dort nach Sizilien überzusetzen; am selben Tag sollte Lepidus Afrika verlassen; Agrippa hatte mit seiner neuen Flotte von Pozzuoli, Statilius Taurus

mit den Schiffen des Antonius von Tarent aus in See zu stechen. Der zuletzt Genannte war ein homo novus, einer von den vielen jungen Leuten von geringer Herkunft, denen gelungen war, in die nächste Umgebung des Antonius aufgenommen zu werden, und war, nachdem er sich mehrfach ausgezeichnet hatte, von ihm mit dem Kommando über die in Italien zurückbleibende Flotte betraut worden.

Im Spätherbst des Jahres 37, als die Schiffahrtverbindung und der Nachrichtenaustausch zwischen den beiden Hälften des Römischen Reichs stockten, waren also Antonius in Syrien und Octavius in Italien: Beide auf ihre Weise in angestrengter Thätigkeit. Antonius erwartete Kleopatra und betrieb einstweilen seine Rüstungen für den Feldzug des kommenden Jahres; die asiatischen Fürsten erhielten den Befehl, nach der Hochfläche von Armenien die nöthigen Mannschaften, das Kriegsmaterial, die Vorräthe für den nächsten Winter zu schaffen; der Herrscher von Pontus, Polemo, mußte aus einem weiter nicht bekannten Grunde dem Darius den Platz räumen; in aller Eile wurden die Fäden einer diplomatischen Intrigue, die der Zufall ihm in die Hände gespielt hatte, geknüpft, um Anhänger selbst unter den parthischen Vornehmen zu gewinnen, die mit dem neuen König Phraates unzufrieden waren. Das war der Nachfolger des Orodes, der aus Schmerz über den Tod des Pacorus abgedankt hatte. Auch Octavius hatte mit seinem an Lepidus gestellten Ansinnen Glück. Er traf die Vorbereitungen für seinen Feldzug, in dem es Afrika und Europa gegen Sizilien mobil zu machen galt, mit viel Thatkraft und Umsicht und ließ es den durch die bisherigen Fehlschläge und die allgemeine Mißstimmung entmuthigten Soldaten gegenüber an aufmunterndem Zuspruch nicht fehlen. Immer wieder suchte er ihnen die Nothwendigkeit dieses Krieges klar zu machen durch den Hinweis auf die endgiltige Rache für Caesar, deren Vollzug er, der Sohn, seit acht Jahren als seine heiligste Pflicht betrachte. Aber ein seltsamer Unstern schien ihn zu verfolgen. Als der Winter gekommen war, richtete eine Seuche unter der Bemannung der Flotte, die Antonius in Tarent zurückgelassen hatte, solche Verheerungen an, daß achtundzwanzig Schiffe wegen fehlender Mannschaft dienstuntauglich wurden. Auch Menodorus war von Neuem zum Verräther geworden. Er hatte in Rom im Palast Pompejus des Großen unter den zahlreichen Freigelassenen, die alle dem Andenken ihres erhabenen Patrons die Treue wahrten, seine ehemaligen Mitsklaven angetroffen, und die bittersten Vorwürfe wegen seines Verraths zu hören bekommen. Eines Tages hatte er sich auf und davon gemacht, um in Sizilien seinen früheren Herrn wieder aufzusuchen.

Während ihn solche Sorgen beschäftigten, ahnte Octavius nicht, daß nach all den Revolutionen, die Italien heimgesucht, im Orient in diesem Winter am Ende des Jahres 37 und am Anfang 36 ein nicht minder ernstes revolutionäres Ereigniß sich vollzog, obwohl ohne Krieg und Blutvergießen, nur in Form einer Verheirathung. Bei Beginn des Jahres 36 hatten Kleopatra und Antonius ihre Hochzeit mit großem Gepränge in Antiochia gefeiert. Der Bräutigam hatte der Königin als Hochzeitgabe und Entschädigung für die Summen, die er dem Kronschatz von Alexandrien zu entnehmen gedachte, einige früher zum Königreich Egypten gehörige Landestheile geschenkt, die er dem Gebiet von Vasallenfürsten und römischer Provinzen entnahm, nämlich Cypern, einen Theil der phönizischen Küste, die reichen Palmenpflanzungen von Jericho und einige sehr ertragreiche, weil mit Wald bedeckte Gebietstheile in Cilicien und Kreta. Kleopatra hatte nach dem alten

Brauch der egyptischen Könige, wenn sie eine neue Ehe schlossen, den Beginn einer neuen Regirungaera verkündet, indem sie von nun an ihre Regierungzeit vom ersten September 37 an rechnete. Aber wenn auch die Hochzeit mit allen bei dynastischen Heirathen in Egypten üblichen Förmlichkeiten gefeiert wurde, so ließ sich darum das neue Herrscherpaar doch nicht ohne Weiteres Denen, die früher den Thron innegehabt, an die Seite stellen. Wohl hatte Antonius, als er diese Heirath einging, seinen Titel als Gemahl der Königin mit dem des Trägers der prokonsularischen Würde zu verbinden; aber er wollte nicht auf die Stellung verzichten, die ihm überall der Prokonsul-Titel verschaffte, vor dem man denn doch einen ganz anderen Respekt hatte als vor dem des Königs von Egypten. Wohl ließ er auch, ohne sich um den darin enthaltenen Widerspruch zu kümmern, auf den egyptischen Münzen sein Bild neben das der Kleopatra prägen, aber er legte sich darauf den Titel eines „triumvir“ und αὐτοκράτωρ (griechische Bezeichnung für imperator) und nicht den eines Königs von Egypten bei. Weder setzte er den römischen Senat von seiner Vermählung in Kenntniß noch ließ er sich von Octavia scheiden, der Matrone, die er nach dem geheiligten Brauch der latinischen Einehe heimgeführt, der treubesorgten Erzieherin seiner Kinder. Es war ihm eben lediglich darum zu thun, für sich das Recht eines orientalischen Herrschers, mehrere legitime Frauen zu haben, in Anspruch zu nehmen, ein Vorrecht, das auch Caesar, wie man sagte, sich ertheilen lassen wollte. Antonius wie Kleopatra hatten diese merkwürdige Heirath aus besonderen Beweggründen gewünscht; und Jedes hegt dabei die Absicht, sich des Anderen für seine Zwecke zu bedienen und ihm möglichst geringe Opfer zu bringen. Während sie das egyptische Königreich vergrößern und sich in den Stand setzen wollte, mit der Opposition im Lande selbst aufzuräumen, war es ihm um die Gewinnung der Mittel für seinen parthischen Feldzug zu thun. Die Heirath bedeutete den Beginn eines Bündnisses, aber auch eines Kampfes zwischen den Beiden; denn nun mußte sich zeigen, wer das Werkzeug und das Opfer des Anderen werden sollte. Kleopatra, die, ganz zu Anfang jedenfalls, die Scheidung von Octavia zu erreichen wünschte und die gegen den Zug wider die Perser war, stellte sich zuerst, als füge sie sich dem Willen des Antonius; aber gleich nach der Hochzeit rückte sie mit neuen Ansprüchen heraus. Sie wollte neue Landschenkungen erhalten, intriguirte gegen Herodes, dessen Absetzung ihr erwünscht gewesen wäre, um selbst Judäa in Besitz zu nehmen, und hatte Absichten auf Arabien, Tyrus und Sidon. Aber Antonius, der den Reizen der schlauen Egypterin noch widerstand, verhielt sich durchaus ablehnend und gab ihr sogar den Rath, die Hände von der Politik der Tributärstaaten zu lassen. Dagegen beschleunigte er seine Kriegsrüstungen.

Ohne Zweifel war Octavius, als er zu Beginn des Jahres 36 von der merkwürdigen politischen Heirath hörte, sehr wenig davon erbaut; weniger wegen des Schimpfes, der seiner Schwester angethan wurde, als wegen des Machtzuwachses, den sein Schwager dadurch erhalten konnte. Mußte Antonius nicht, nachdem er seine Provinzen um das reiche Egypten vermehrt, und wenn ihm auch noch der persische Feldzug glückte, über eine unverhältnißmäßig größere Macht verfügen als er selbst, die ihn befähigte, der ganzen Welt die Spitze zu bieten? Für den Augenblick gab es freilich für ihn nichts Anderes zu thun, als den sizilischen Krieg möglichst rasch durchzuführen, der vor der Rückkehr des Antonius aus Persien been-

det sein mußte. Dagegen regte man sich in Italien über die Heirath gar nicht auf, mochte sie auch einen weiteren Schritt nach der für die Mutterstadt des Reiches so gefährlichen Trennung der Provinzen des Ostens von den westlichen hin bedeuten. Die Nation verharrte trotz der tiefen Unzufriedenheit mit der Lage in ihrer Apathie; bei den Fortschritten, die der Alles zersetzende Egoismus machte, war an ein neues Aufflammen der Volkswuth in der Art, wie man es im Jahr 39 erlebt hatte, nicht mehr zu denken; das öffentliche Leben wurde von den herrschenden Parteicliquen beherrscht, während das große Publikum, das sich aus den Ueberbleibseln der früheren Gesellschaftklassen und den neuen, in Bildung begriffenen zusammensetzte, von einer dumpfen, aber anhaltenden Mißstimmung gegen alles Bestehende und unklaren, unvernünftigen Sympathien für den fernen Sextus erfüllt war und sich zugleich nach den alten Zeiten zurücksehnte, in denen, wie man meinte, nicht nur die Sitten, sondern auch die politischen Einrichtungen besser gewesen waren. Wenn solche Stimmungen auch genügten, um unter der von der Macht ausgeschlossenen Mehrheit des Volks eine Art Verständigung und ein gewisses Gemeinschaftgefühl zu erzeugen, so waren sie doch nicht stark genug, um auch auf die Führer der politischen Parteien einzuwirken, denen einstweilen vor nichts bang zu sein brauchte als vor plötzlichen Krawallen und Ausbrüchen der Volkswuth. So konnte denn Octavius sich trotz der Unpopularität des Krieges weiter auf die bevorstehende endgiltige Abrechnung mit Sextus vorbereiten und Antonius konnte durch seine Heirath, gegen die trotz der Neuheit des Falles Niemand in Rom, weder im Senat noch in den Komitien, Verwahrung einlegte, ruhig die Integrität des Reiches in Frage stellen. Auf ganz Italien lastete eine lähmende Impotenz, für die wir die überzeugendsten Belege in den Versuchen besitzen, in denen sich das dichterische Schaffen des Horaz in jener Zeit bewegt. Ihnen haftet etwas unsicher Tastendes, eine gewisse armsälige Dürftigkeit an. Während der Bauernsohn Vergil frohen Muthes und mit zäher Ausdauer seine Poetenarbeit verrichtete, wie seine Vorfahren ihre Feldarbeit, und während der Fortführung seiner Georgika eine Menge Bücher las und eine Masse Verse niederschrieb und oft wieder ausstrich, um schließlich nur wenige, die ihm wohlgelungen schienen, dauernd beizubehalten, gewinnen wir von Horaz einen wesentlich anderen Eindruck. Unsicher hin und her schwankend, nie recht mit sich im Klaren, machte er damals den schüchternen Versuch, die jambischen Versmaße des Archilochus in Rom einzuführen, doch nur, um einige Erinnerungen aus dem Bürgerkrieg in Verse zu kleiden, um gegen einen Gegner Vergils loszuziehen, einen kleinen, schon drei Jahre zurückliegenden Liebeshandel zu erzählen und noch um einige Stoffe von der obszönen Komik der Liebesgeschichten alter Weiber zu behandeln, die dem derben Geschmack der Alten so sehr zusagten. Er verfaßte sogar zwei diesem Stoffkreis angehörige Epoden von einiger Obszönität, die in der ganzen Literaturgeschichte kaum irgendwo überboten wird und zu deren Würze er sich selbst widerlicher Handlungen bezichtigte, die damals keineswegs selten waren, die er aber, trotz seiner Versicherung, nicht selbst begangen haben muß. Dabei weist die scharf und bestimmt geprägte äußere Form in diesen Gedichten große Schönheiten auf und verräth schon die vollendete Kunst, die Sprache und den Stil zu meistern und Alles mit wenigen Worten zu sagen und zu schildern, in der Horaz alle Dichter des Alterthums übertreffen sollte. Aber der Gehalt aller dieser Dichtungen ist noch recht ärmlich. Das gilt auch für die neuen Satiren, die er damals

verfaßte und in denen er von einer anderen, diesmal heiteren Erinnerung an den Bürgerkrieg berichtete oder ein unsauberes Abenteuer erzählte, das der berüchtigten Zauberein Canidia zustieß, oder sich darin gefiel, von den Eifersüchteleien und Belästigungen zu reden, die ihm sein nahes Verhältniß zu Maecenas eintrug. Schließlich schrieb er noch eine neue Vertheidigung seiner Satiren, in der er Denen erwiderte, die ihm seine literarische Rauflust vorwarfen, und darauf hinwies, daß Vergil, Plotius, Varius, Maecenas, Pollio, Messala Freunde seiner Muse waren. Selbst wenn er, statt der namenlosen Personen von niederer Lebensstellung, alle einflußreichen Größen der Partei des Octavius zur Zielscheibe seiner Satire gewählt hätte, ist es fraglich, ob ein Anderer als er in diesem Fall das Bedürfniß gefühlt hätte, sich so vor den Lesern zu rechtfertigen. Nur einmal unternahm er einen kleinen Streifzug ins Gebiet der Politik: als er seine Jamben gegen einen Freigelassenen schleuderte, der Militärtribun im Heer des Octavius geworden war, wobei er vergaß, daß er selbst kurz zuvor eine Satire geschrieben hatte, in der er sich rühmte, der Sohn eines Freigelassenen zu sein. Noch vermochte sich Horaz nicht innerhalb dieser, jeder sicheren Orientirung entbehrenden, in ihren Zielen unklaren Zeitstimmung zurechtzufinden, die Denen, in deren Händen die Macht lag, die Freiheit gab, Alles, freilich auch auf eigene Gefahr, zu wagen. Man konnte die kühnsten Wagnisse unternehmen. Aber Weh Dem, der dabei scheiterte!

Rom. Professor Guglielmo Ferrero.

Totentag.

Der Tag der Toten ist heute.

Doch nicht ein Tag der Trauer. Ein Tag der Freude. Die Toten sind glücklich. Während in den Kirchen am Fuß düsterer Altäre und unter häßlichen Bildern die Trauernden in Klagefeiern für ihre geliebten Toten beten und weinen, leben Diese fröhlich überall in der großen Natur, leben im dunklen Wald, im hellen Hain, in der fruchtbaren Furche des duftenden Ackers, im quellenden Saft der Pflanzen. Zwar litten sie, ehe sie ins Glück eingingen, brannten im Fieber, erschauerten einst in blasser Todesfurcht, aber jetzt: wie stark und gesund leben sie jetzt in den grünenden Pflanzen und farbigen Früchten, im freien Licht der Sonne, in den ewigen Atomen der sternenbesäten Nacht!

Sie starben nicht; ihr Körper löste sich nur auf im Schoß der mütterlichen Natur, wurde durch tausend Wurzeln aufgesaugt und stieg im fruchtbaren Pflanzensaft wieder zur Sonne. Wallendes Laub, duftende Blüthen, goldene Früchte drängten ans Licht. Und die das Meer aufnahm zwischen Korallen und Muscheln, zwischen Sand und Felsen? Sie lösten sich auf im untergründlichen Grün und lassen sich nun als sonnenglitzernde Wellen wiegen, glätten sich nachts unter dem weichen Gewicht des Sternenlichtes oder umschmeicheln bei Morgengrauen das braune Volk der Fischer, daß es in neuer Lebenslust dem jungen Tag entgegensingt. Und deren Körper nicht der Erde und nicht dem Wasser übergeben ward, die Toten der einsamen Berge, sie werden von der Sonne verzehrt und leben dann in den weichen

Wolken und im befeuchtenden und reinigenden Thau, in der siegreichen Morgenröthe und im priesterlichen Licht der Sterne.

Die Toten sind glücklich!

Wir? Wie viele von uns gehen blaß und hungernd, wie viele in düsterer Verblendung durchs Leben! Wir klammern uns an erstarrte, tote Glaubensformen, wir konstruiren uns eine Geisterwelt in den Lüften und plappern Gebete; wir sind inmitten dieses starken und fröhlichen Lebens immer bereit, unsere klingenden Freuden durch den trostlosen Gedanken an die düstere Kühle des Kirchhofes zu zerstören. Aber sind nicht unsere Toten, die Mütter, die Väter, die Schwestern, alle Lieben immer um uns in der Natur, nicht heiter und verklärt in den Bergen, den Wassern, den Sternen?

Und warum zittern wir vor dem Tode? Welcher Instinkt läßt uns gerade diese menschliche Form, diese Haare, diese Augen, diese von Muskeln gestrafften Arme so lieben? Bäume, Blüthen, Blätter, Kräuter: sind sie nicht auch Formen des Lebens, nicht heilig und erfüllt von Gott? Ueberall, in den fruchtbaren Feldern, in den Bäumen, in den Wassern, im dunklen Innern der Erde, in den Lüften, in den Planeten und Fixsternen, allüberall webt die göttliche Kraft, von der unser Leib nur ein Atom ist. Und ist nicht hier wie dort die selbe Zuneigung und Liebe, die selbe Abneigung und Gegnerschaft, die selbe Freude und Gleichgiltigkeit, die selbe Seele, das selbe Leben, voll von den selben dunklen, lichten, heiligen, göttlichen Instinkten? Warum muß es nun gerade diese Form sein, die Arme und Augen hat, und nicht jene mit Aesten und Laub? Eben darum sind die Toten glücklich zu preisen, weil sie nun so weit entfernt sind von der menschlichen Form mit ihren Uebeln, weil sie eingegangen sind in die heilige, große Natur, wo es nur Reinheit, Ruhe, Fruchtbarkeit, Kraft und Güte giebt.

Selig sind, die wir unter die Erde bergen, selig, die nun einer heiligen Umwandlung entgegengehen. Schlecht klingen dazu die Trauergesänge, die letzten polternden Erdschollen, barbarisch die geschäftlichen und kalten Worte der Priester. Geht doch der Körper ein zur Fülle und Ruhe der großen mütterlichen Erde, die ihn ganz aufnimmt und auflöst in ihrem ewig fruchtbaren Schoß, wo ungezählte Würzelchen saugen, wo der Pflanzensaft steigt, sich vertheilt in Aeste und Zweige, mächtig pulsirt im ganzen Baum, die Fülle der Knospen befruchtet und rundet und in Blättern, in Blüthen und Früchten ans Licht tritt: der verwandelte Körper sieht wieder die Sonne, fühlt wieder den erfrischenden Thau, hört wieder die Vögel und lebt in heiterer Ruhe im lichten Frühlingswald.

Und neben diesem Körper, der in den Sonnenglanz zurückkehrte, wurde vielleicht ein anderer begraben, ruht ein anderer in einem Metallsarg, eingeschlossen zwischen Stein und Kalk. Während rund um ihn die rastlose Umwandlung der Samen wirkt, wo schon im Keim die Blätter, Blüthen, Stämme, Aeste harren, ungeduldig in ihrem Drängen ans Licht, zwischen den starken gewundenen Wurzeln der Bäume mit ihren Saftströmen, unter der schöpferischen Fülle und dem Ueberfluß der fruchtbaren Erde, inmitten dieses unermüdlichen Herzschlages der Natur, ruht hier der einbalsamirte Körper unberührt, starr, kalt, häßlich, mißfarbig. Er beneidet die freien, leichten Atome des anderen, die da auf und ab steigen dürfen in den verschlungenen Kreuzwegen des Lebens, die in ewigem Wechsel rinnen dürfen durch den unendlichen Raum, von den Sternen bis zum makellosen Schaum

der Wellen. Er, der sein Gefängniß nicht zu sprengen vermag, kann sich nicht in die ewige Materie auflösen, er wird nicht die Sonne sehen, nicht die weichen Thaunächte, nicht das heitere Plätschern der Quelle hören. Welch grausames Verhängniß lastet auf ihm, den der Tod nicht befreit!

Thörichte Menschen! Könnten wir Alle die Religion der Sonne, der Güte, Wahrheit und Schönheit leben, wir würden mit reiner und heiterer Seele, unbeschwert durch Schreckbilder von Göttern und Tyrannen, die göttliche Umschlingung der ewigen Güte erwarten und in Freiheit sterben, unseren Körper freudig der heiligen Natur übergeben, damit sie nach ihrem Willen Neues aus ihm schaffe, damit sie ihn durch Blätter und Blüthen führe zu neuem Licht.

Wenn wir in den von der Sonne durchflutheten Laubwald treten, ist dann nicht unser ganzes Innere erfüllt von dem wonnigen Schauer tausendfachen, geheimnißvollen, göttlichen Lebens? Daß uns wohl wird wie in der Frühlingsmorgendämmerung, da uns der Chor der nimmermüden Vögel zu neuer Freude weckt? Daß alle Bitterkeit, aller Zorn, alle Muthlosigkeit, alle Angst sich beugen vor dem heiligen Leben und sich die Seele aufschwingt zu geheimnißvoller Feier? Freilich: einer anderen Feier als in den Kirchen! Dort tote Worte und Klagelaute, hier heiteres Leben und Vogelsang; dort aufdringliche Farben und Gerüche, hier weiches Sonnenlicht und Blumenduft. Und dem Blätterdom entsteigt ein Friede, so reich, so tröstend, so greifbar! Wir hören die vertrauten und grüßenden Stimmen unserer theuren Toten, die hier aus den Blättern zu uns sprechen, aus den Blüthen, die einst geliebte Herzen waren.

Und die Natur hat unendliches Verzeihen und Versöhnen. Aller unselige Haß, alle lieblosen Herzen zerschmelzen wunderbar im heiligen Gemisch der Erde. Sie kennt keinen Unterschied; Alles ist ihr gut: die Wurzeln der Rose umschlingen den Leib des Tyrannen und aus den Menschen, die auf Erden ihre Hände mit Blut befleckten, die zerstörten und entweihten, macht sie reine Lilien und heilige Cedern. Judas verrieth Jesus; und dennoch: wie bald wurden diese beiden Körper, der Mensch des Lichtes und der Mensch der Finsterniß, aufgelöst und vereint in den selben Blüthen, in der selben Morgenröthe! Und dient nicht die gütige Natur den Menschen ohne Unterschied der Sitten und Religionen? Die selben Oelbäume, die in Griechenland die üppigen, nackten Bacchustänzerinnen in ihren heiteren Schatten bargen, nahmen auch Jesus auf, verbargen, windgepeitscht, den armen, stöhnenden, betrübten, heiligen Menschen in jener Nacht des Todeskampfes in Gethsemane.

— —

... Der Tag der Toten neigt sich zum Ende. Draußen auf dem Felde geht noch der fleißige Sämann im Zwielicht der Dämmerung, geht aufrecht, einfach und heiter zwischen den Furchen; und streut mit sicherer Bewegung die Körner, streut Leben aus. Sind es nicht die Körper seiner Vorfahren, die er so auf den fruchtbaren Acker aussät? Sie sind in Saat verwandelt und füllen ihm neu die Scheune und werden ihm immer wieder sein tägliches Brot geben, bis auch er zur Erde zurückkehrt und sich wieder mit ihnen vereint in heiliger Umwandlung.

Nur in der Natur werden wir Trost finden; wie heute, am Tage der Toten, so immer. Nur in der Natur dürfen wir die Religion suchen, die unser Herz ahnt; sie ist nicht in Kirchen und Domen, sie ist nicht in Weihrauch und Hostien: sie ist in den duftenden Blüthen des bescheidenen Veilchens.

Porto. Eça de Queiroz.

*

Kupfer.

Die Uebermacht der amerikanischen Unternehmer wird auf dem Weltmarkt nie sichtbarer als beim unsicheren Schwanken eines von den Yankees kontrolirten Rohproduktes. Die Preise der Rohmaterialien bilden den Angelpunkt der wirthschaftlichen Konjunktur. Wären sie frei von spekulativen Einflüssen, so hätte man in der Praxis ein deutliches Bild von den Grundsätzen des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage. Die Spekulation hats aber so weit gebracht, daß sich Niemand mehr vermessen darf, die Dinge auf einfache Formeln zurückzuführen. Die Stärke des amerikanischen Machers wird durch die Undurchsichtigkeit der von ihm bewirkten Transaktionen gesteigert. Auf dem Kupfermarkt zeigt sichs besonders klar; in der Kupfergeschichte wird kaum eine Periode zu finden sein, die nur von natürlichen Aeußerungen des Geschäftslebens ausgefüllt war. Das Kupfer scheint verurtheilt, im Bannkreis der Spekulation zu bleiben. Seit den Tagen von Secretans Kupferring lösten schroffe Wechsel in der Tendenz einander ab. Der starke Stoß, den der Zusammenbruch Augustus Heinzes vor zwei Jahren dem Kupfermarkt versetzte, hat lange nachgewirkt. Der Kupferpreis blieb schwankend; und die Kupferkönige kamen aus der Unsicherheit nicht heraus. An der londoner Börse giebt es Leute, die behaupten, ein neuer Kupferkrach liege in der Luft. Der englische Geschäftsmann beurtheilt die Lage manchmal kaltblütiger als der Yankee. Der fragt in höchster Spannung, wie die Copperkings mit der zunehmenden Ueberproduktion fertig werden wollen. Das ist der dunkelste Punkt im Schicksal des Rothen Metalls: die chronische Ueberschreitung der Grenzen des Bedarfes. Die Copperstates der Union haben mit ihren unerschöpflichen Reichthümern dem Land nicht nur genützt. Kupfer ist kein so gangbarer Artikel wie Kohle und Petroleum; sein Verbrauch hängt von dem Zustand bestimmter Industriezweige und von dem Fortschreiten der Technik ab. Die wichtigste Verarbeiterin des Metalls ist die Elektrotechnik. Deren Leistungsfähigkeit ist beinahe unbegrenzt; aber die Chancen der Verwerthung sind meßbar. So schnell, wie Mancher hoffte, gehts mit der Ausbreitung des elektrischen Stromes in der gemeinen Wirklichkeit doch nicht. Daß die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft diesmal ihre Dividende um 1 Prozent erhöhen konnte, beweist noch nicht viel für die Gesammtlage der Gewerbes. Die A E-G hat so viel Geld, daß sie schließlich vertheilen kann, was sie will; und da Siemens & Halske zu einer Dividendenerhöhung entschlossen war, konnte die stolze Rivalin sich nicht der Möglichkeit aussetzen, im Kurs überflügelt zu werden. Aber die Aussichten? Noch vor drei Monaten erschien ein ausführlicher Bericht über die Lage der Elektrotechnik, der auf verschärfte Konkurrenz hinwies. Das Ganze klang, als komme die Information von einem Kundigen. Und seitdem hat die Kurve des Kupferverbrauchs kein Wachsen des Bedarfes in der elektrotechnischen Industrie gezeigt.

Aus New York kommt nun das Gerücht, ein neuer Trust sei geplant. Vielfach meint man, daß die Organisation des bestehenden Trusts, der Amalgamated Copper Company, nicht ausreiche, um den Markt vor den schädlichen Einwirkungen einer Ueberproduktion zu schützen. Eine große Verkaufsgesellschaft (mit 150 Millionen Dollars Kapital) soll künftig Angebot und Preise genau kontroliren. Das neue Unternehmen müßte, um Erfolg zu haben, die gesammte Kupferproduktion der Vereinigten Staaten oder wenigstens deren größten Theil beherrschen. Nur so

wäre die Möglichkeit einer Kontingentirung gegeben, ohne die eine Anpassung an den Bedarf undenkbar ist. Skeptiker glauben nicht an die Durchführbarkeit des Planes; die Zahl der Produzenten habe sich zu sehr vermehrt. In Nevada und Utah sind neue Gruben erschlossen worden, die geringwerthige Erze enthalten und deren Rentabilität deshalb nur eine Massenproduktion sichern könnte. Da wäre eine künstliche Einschränkung des Förderns unklug. Den Zweifeln zum Trotz erhalten und verstärken sich aber die Versionen über neue große Pläne. Man weist auf die Festigkeit der Kupferaktien in New York und sagt, die Haltung des Kurses müsse besondere Gründe haben, da das Bewußtsein der Ueberproduktion ihn sonst drücken müßte. Die Interessengemeinschaft wird als nothwendige Konsequenz des Marktzustandes betrachtet. Die finanzielle Unterstützung der neuen Organisation sei durch den Morganconcern gesichert. Dann kreuzten sich wieder zwei Meldungen. Präsident John Ryan von der Amalgamated Copper Company habe die Existenz von Trustplänen geleugnet, hieß es hier; dort aber, die Company werde an der Spitze der neuen Kombination stehen. Solche Inkongruenzen gehören zum Lebenselement der newyorker Spekulation. Für die Eingeweihten existiren sie nicht; nur der Troß der Spekulanten leidet darunter. Besonders auf dem Metallmarkt. Nach alter Erfahrung haben die Konsumenten eine heilige Scheu vor „Geheimnissen"; wo man die wittert, wird mit größter Vorsicht disponirt und die Lager füllen sich. Der Käufer beschränkt sich auf die Deckung des Nothwendigsten, während der Produzent gezwungen ist, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Unter diesen Widersprüchen leidet das Ansehen des Geschäftes. Als Mitglieder der neuen Vereinigung werden, außer der Amalgamated Copper Co., noch die Cole & Ryan-Kupfergruben, der Phelps & Dodge-Concern und die Calumet & Hecla Co. genannt; auch der bekannte Guggenheimconcern soll sich einem Anschluß geneigt zeigen. Die Guggenheims hat der Kupferkrach des Jahres 1907 hart getroffen; sie sollten durch die Rockefellergruppe, die dem Kupfertrust nah steht, an die Wand gedrückt werden. Der verstorbene Kanzler der Standard Oil Company, Henry Huddleston Rogers, hatte die Sache in die Hand genommen und wollte die Guggenheims aus der American Smelting & Refining Company, dem großen Verhüttung-Unternehmen, verdrängen. Das gelang ihm nicht; und nun beschloß der ganze Anhang der Rockefellergruppe, eine eigene Gesellschaft für die Verarbeitung der Kupfererze zu gründen: die International Smelting & Refining Company. Von der Wirksamkeit dieses Concerns hat man nicht viel gehört; und wenn jetzt die Guggenheims wirklich mit der Amalgamated Copper Company und den Oeltrustleuten in einem neuen Kupfertrust zusammengehen wollen, so würde damit die Vermuthung glaubwürdig, daß es sich bei dem Konflikt vom Dezember 1908 nur um ein Börsenmanöver gehandelt habe. Unser Freund aus Boston, Thomas W. Lawson, schlachtete damals den Streit zwischen Rogers und Guggenheim auf seine Art aus. Er rieth dem Publikum, gegen die Standard Oil-Gruppe zu kaufen, trieb ihr aber schließlich das Wasser auf die Mühle. Selten trat die Abhängigkeit des Kupfers so weit ins Licht wie in den Tagen des Guggenheimrummels. Damals war auch schon die Rede von der Schaffung einer neuen Organisation als Stütze des Marktes. Die amerikanischen Kupferproduzenten sollten geeinigt werden und eine Verständigung mit den europäischen Konkurrenten suchen. Also eine Art Welttrust. Im Grunde war aber nur an die Gründung eines internationalen statistischen Bureaus gedacht wor-

den, das gegen spekulative Einflüsse einen Deich schaffen sollte. Die Kupferspekulanten arbeiten pfiffig mit der Ungenauigkeit der Kupferstatistik. Zuverlässige Ziffern sind kaum zu bekommen. Die Angaben weichen oft sehr weit von einander ab; und die Differenzen werden von den Spielern ausgeschlachtet. Diese Manipulationen sollten durch das Bureau unmöglich gemacht werden. Ein utopischer Gedanke, da die amerikanischen Produzenten selbst zu den „Statistikern" gehören, die mit falschen Zahlen arbeiten. Der kleine Spekulant weiß von Werth oder Unwerth der Statistik nur wenig. Für ihn sind die Transaktionen seiner großen Vorbilder maßgebend. Und der Konsument disponirt nach den Berichten aus New York und London. Die natürliche Entwickelung läßt man nicht zur Wirkung gelangen.

Der amerikanische Reichthum an Mineralschätzen spottet jeder Maßregel, die zur Bändigung der Produktion versucht wird. Im April dieses Jahres konnte die Amalgamated Copper Company auf zehn Lebensjahre zurückblicken; aber sie durfte sich am Ende dieses Dezenniums nicht rühmen, über Produktion und Preis zu herrschen. Das beweist, wie weit wir da noch von Monopolen sind. Zehn Jahre sind im Leben eines industriellen Kartells eine lange Zeit; selten kommt ein solches Gebilde über die ersten fünf Probejahre in unveränderter Gestalt hinaus. Die Amalgamated Copper Company hat ihr Stammkapital nur einmal erhöht: von 75 auf 155 Millionen Dollars. Das ist noch heute der Umfang des Grundkapitals. 620 Millionen Mark: für deutsche Verhältnisse eine Riesensumme; drüben hat man dem Trust oft vorgeworfen, sein Kapital sei im Verhältniß zu seiner Produktion viel zu klein. Ich erwähnte hier schon, daß von einer Erhöhung auf 300 Millionen gesprochen wurde. Die Organisirung des Kupfertrusts ließ die Schule Rockefellers erkennen. Wer bei der Standard Oil „gelernt" hat, weiß, wie es gemacht werden muß. Durch die vier Untergesellschaften, die zum Concern der Amalgamated gehören (Boston and Montana, Anaconda, Butte and Boston, Parrot), konnte der Trust einen beträchtlichen Theil der gesammten Kupferproduktion des Landes (1908: 880 Millionen Pfund) unter seine Kontrole bringen. Aber die Massen neu hervorgebrachter Erze nehmen zu; die Zahl der Outsider wächst (Arizona, Montana, Michigan haben als Kupferstaaten vielfache Konkurrenz erhalten); und der Preis hält sich auf niedrigem Niveau. Kaum noch denkt man der Tage, da in London die Tonne Kupfer mit 90 £ notirt wurde. Heute ist man zufrieden, wenn der Kurs nicht unter 60 sinkt.

Wenn die Einschränkung der Produktion nun nicht gelingt? In den Kupferbergwerken und Lagern steckt ein ungeheures Kapital, dem jeder Preisrückgang bei stockendem Absatz eine Krisis bringen würde. Man darf nicht vergessen, daß die letzte amerikanische Finanzkatastrophe auf dem Kupfermarkt begann. Was vor zwei Jahren geschah, ist auch heute durchaus nicht unmöglich. Das wissen die Kupferleute; sonst würden sie nicht immer wieder erklären, daß Etwas geschehen müsse. Der amerikanische Kapitalmarkt ist freilich so überlastet, daß er neue Effekten in großem Umfang nicht aufzunehmen vermag. Die Decentralisirung des wirthschaftlichen Kapitals durch die Aktie erleichtert zwar die Erlangung neuer Betriebsmittel, bringt aber zugleich die Gefahr einer Ueberlastung des Marktes; oft gerade dann, wenn man ihm neue Last aufpacken möchte. Die newyorker Hochfinanz ist mit ihren Mitteln stets bei der Hand, wenn sie sicheren Rückhalt in Europa, speziell in London, findet. Die englischen Geldleute haben sich aber noch nicht sehr geneigt gezeigt, an einer „Reform" des Kupfermarktes mitzuwirken. In London sollen Konferenzen

gewesen sein, an denen auch deutsche Metallhändler sich betheiligt haben. Alle fanden, daß die bestehenden Verkaufsorganisationen für Kupfer nicht ausreichen; doch kams nicht zu positiven Vorschlägen. Die Abhängigkeit von Amerika, dem stärksten Produzenten, lähmt die Alte Welt. Der Präsident der Amalgamated Copper Company brachte diese Thatsache einmal zum Ausdruck, ohne einen für die Union besonders günstigen Schluß aus der Situation zu ziehen. Mr. John D. Ryan meinte, die amerikanischen Produzenten würden der Welt den Kaufpreis diktiren, wenn sie ohne die industrielle Konjunktur in den europäischen Industrieländern auskommen könnten. Einstweilen hängt ihr Wohlergehen aber wesentlich von dem Geschick der Industrien Europas ab; und so läßt sich eine Kräftigung des Kupfermarktes nur denken, wenn die gewerblichen Verhältnisse sich auch bei uns noch bessern. Präsident Taft hat übrigens einmal gesagt, die „Gesetze des Staates“ würden angewendet werden, wenn Rockefeller und Morgan ein Verkaufsmonopol auf dem Kupfermarkt zu errichten versuchten. Auch diese Drohung ist nicht geeignet, ein klares Bild von der Zukunft des Kupfers zu schaffen. Und man wird mit Ueberraschungen auf diesem von der Spekulation stets so laut umtobten Gebiet für eine nahe Zeit rechnen müssen. Ladon.



Drei Briefe.

I. Einer, der unter seinem „Elend“ etwas ganz Anderes versteht als sein Mitbruder in feudalen Diensten, schrie es in der „Zukunft“ vom dreiundzwanzigsten Oktober, wie er selbst sagt, unter Pauken- und Trompetenbegleitung in die Welt hinaus. Schon dieser akustische Aufwand muß die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen. Man kann schon aus dem Ton des Briefes und den zahlreich eingestreuten kritischen Bemerkungen schließen, daß der Schreiber mit der Organisation, als deren Glied er formell noch zählt, innerlich vollständig zerfallen ist. Die soziale Arbeit, die sein Beruf ihm auferlegt, empfindet er als Last, die dogmatische Gebundenheit seiner religiösen Ueberzeugung als eine geistige Knechtschaft, den Coelibat als drückende Fessel. Die Schlußsätze der Zuschrift sprechen mit dürren Worten aus, daß der Schreiber keine innere Gemeinschaft mit der Kirche mehr fühlt. Nun mag man über die Berechtigung oder Zweckmäßigkeit der einzelnen Institutionen in der Katholischen Kirche denken, wie man will: als geschlossener Organisation steht ihr unzweifelhaft das Recht zu, von ihren Mitgliedern, insbesondere den aktiv Thätigen, unbedingte Disziplin verlangen. Das ist in jeder Armee so. Wer sich diesem Verlangen nicht unterwerfen will oder kann, muß aus der Organisation scheiden. Sollte man wenigstens meinen. Das scheint der Kaplan auch zu fühlen; den Widerspruch zwischen äußerlicher Angehörigkeit und innerlicher Ablehnung charakterisirt er mit der einzig richtigen Bezeichnung. Trotzdem will er den formellen Bruch wohl vermeiden, weil er sonst sein Brot verliert und seinen Verwandten Kummer bereitet. Wenn man also den Fall wohlwollend charakterisiren will (man könnte die Sache auch etwas anders ausdrücken): Mit Rücksicht auf seine Lebensstellung scheut sich Einer, die Konsequenzen aus seiner Ueberzeugung zu ziehen,

und diesen inneren Zwiespalt nennt er sein Elend. Wen macht er nun für das ganze Verhältniß verantwortlich? Sich selbst? Gott bewahre: den Papst, die „Inkarnation Christi" (nebenbei: wenn ein aktiver Offizier, dems in der Armee nicht mehr gefällt, seinen obersten Kriegsherrn anonym mit einem entsprechenden Ausdruck belegt, wie nennt man Das?), das Dogma, die Centrumspresse, überhaupt das „System". Mit Verlaub: gabs damals noch keinen Papst, als der Arme den Entschluß faßte, sich dem Dienst des Herrn zu weihen? Konnte damals jeder Priester sich seinen Glauben selbst suchen wie ein Protestant? Pflegten die Herren damals zu heirathen? Schwärmte die „Germania" früher für Spinoza? (Uebrigens: die Kölnische Volkszeitung, deren Leitung sogar auf dem Evangelischen Bundestag widerwillig anerkannt wurde, als geistiger Persönlichkeiten bar hinzustellen, ist mindestens unvorsichtig.) Oder hat ihm einstmalen Jemand gesagt: „Das Alles ist nicht so wörtlich zu nehmen, kommen Sie nur erst einmal hinein, das Andere findet sich von selbst"? Vielleicht hat er sich Das selbst gesagt, obgleich dazu eine Naivetät gehören würde, die man schon mit zwanzig Jahren eigentlich nicht mehr haben sollte. Vielleicht ist sein Leichtsinn auch durch Familienverhältnisse irgendwelcher Art, die ihn halb und halb in seinen Beruf hineingeschoben haben, gefördert worden. Soll deshalb aber die ganze Organisation die Grundsätze aufgeben, die sie bisher stark gemacht haben? Sollen wir den preußischen Offizierbegriff deshalb ummodeln, weil Herr Gaedke besser von Anfang an liberaler Zeitungsschreiber geworden wäre? Diesem ähnliche Konflikte kommen nicht nur im Leben des Priesters vor; jede suchende Persönlichkeit ist ihnen ausgesetzt, ganz gleich, welchen Beruf sie erwählte. Und die tiefsten, aufwühlendsten Kämpfe werden in der Regel nicht „herausgeschrien". Aber was ein Kerl ist, wird damit schließlich fertig, so oder so, mit Biegen oder Brechen. Die aber an der Wegegabelung stehen bleiben und die Hände ringen, ohne die Kraft, rechts zu gehen, und ohne den Muth, sich nach links zu wenden, sind die Halben. Haben Die einen Anspruch auf tragische Pose? Mit Pauken und Trompeten? Das wird nicht leicht Einer glauben.

II. Gewiß ist es richtig, daß dem Schloßkaplan Uebermaß an freier Zeit zu Gebot steht. Aber mit der Annahme einer Stelle im Schloß ist ihm die Möglichkeit genommen, anderweitig zu verdienen. Wissenschaftlich kann er jedenfalls schon deshalb nicht thätig sein, weil er sich bei einem Gehalt von 796 Mark nicht einmal den nöthigsten apparatus dazu leisten kann. Nun wird verlangt, daß er „deutsche Wissenschaft kosten" soll. Er soll „von seiner Kammer aus eindringen in den Wundertempel von Kants Gedanken". „Ranke? Treitschke? Mommsen?" „Theater? Modernes Theater? Ibsen, Maeterlinck, Hauptmann? Dahin darf der Kaplan nicht." Er hat aber gute Gründe dafür, wenn 796 Mark sein Jahreseinkommen darstellen. Ich habe eine Stelle, die einer „besseren" Kaplanei gleichzuachten ist. Für Bücher und Zeitschriften gebe ich ein Sechstel meines Gehaltes aus: 400 Mark. Da der Leugner des Kaplanselends so gütig war, von Reisen des Schloßkaplans zu reden, so setze ich dafür 200 Mark an. Genau 196 Mark bleiben meinem Mitbruder noch für seine Lebensbedürfnisse und für die Werke der Barmherzigkeit, die ihm der liebenswürdige Herr auch zu empfehlen scheint. Mit dem armen Mann, der 796 Mark jährlich bezieht, wird der Spott noch weiter getrieben. Den Beschwerden des Schloßkaplans werden Heiligenlegenden und Aussprüche des „weltberühmten Hindupriesters" entgegengehalten. Edel scheint mir

solche Verhöhnung der Armuth nicht. Für eine Entdeckung muß man dem Herrn dankbar sein. Er entdeckt: „Es giebt publizistische Persönlichkeiten." Wenn es ihm nur nicht ergeht wie Lot, der vor Jehova mit den Gerechten Sodomas paradiren wollte: 50 wollte er anfänglich erbringen, dann 45, 40, 30, 20; und schließlich waren es nicht 10. Ich habe bisher die Anschauung gehabt, daß jedes civilisirte Land mehr publizistische Persönlichkeiten hat als Deutschland. Drum ist es sehr anerkennenswerth von dem Herrn, daß er es anders „entdeckt" hat. Seit Jahren kenne ich die „Zukunft" und freue mich jede Woche auf das Erscheinen jedes neuen Heftes. Deshalb sind aber die Befürchtungen des Herrn bei mir noch nicht durch die Entwickelung bestätigt worden. Ich habe wirklich „mein Bestes, die Vernunft, noch nicht erdrosselt", bin noch kein „Heuchler geworden, der ein System nur noch äußerlich vertritt", bin auch noch nicht „das Schrecklichste, ein abgefallener Priester" geworden. An den Artikeln von Jentsch gehe ich so wenig vorüber, daß ich ihnen nach denen von Harden die meiste Beachtung schenke. Man liest Alles von ihm mit Vergnügen, sehr Vieles mit Befriedigung; Manches auch nicht. Möglich, daß man durch die im genannten Artikel bezeichnete Literatur zum Abfall vom Glauben kommen kann. Aber man kann auch von den Behauptungen, Meinungen, Theorien, Hypothesen, die die Moderne preist, sehr wohl mit Befriedigung zurückkehren zu den Worten des ewigen Lebens, zu den Worten unseres Meisters, den der Verfasser des Artikels unnöthiger Weise als vergessenen Hinduprieſter höhnt.

III. Am zwölften November jährte sich der Tag, an dem auf der Zeche, die ihren Namen dem Friesenherzog Radbod verdankt und der Gewerkschaft Trier gehört, ein schweres Grubenunglück sich ereignete. Dreihunderteinundvierzig Bergleute wurden getötet, siebenundzwanzig verletzt. Solche Hekatomben hatte der deutsche Bergbau noch nicht erlebt. Selbst die vor einem Jahrzehnt eingetretene Schlagwetterexplosion auf der Zeche Karolinenglück heischte mit einhundertsechzehn nur rund ein Drittel der Opfer. Wie die Zahl, die Größe, die Dauer der Ringe, die der ins Wasser geworfene Stein auf seinem Spiegel verursacht, dem Gewicht des Steines entspricht und der Wucht, mit der er geschleudert wird, so zittert auch die Menschenseele in stärkeren oder schwächeren Schwingungen je nach dem Umfang des Unglückes und der Gewalt, mit der es hereingebrochen ist. Aber so leicht sich durch die physikalischen Gesetze und so einfach der erste Vorgang deuten läßt, so schwer ist dem seelischen mit dem nüchternen Verstand eine Erklärung zu finden. Was hat Einer, der mit Dutzenden oder Hunderten dahingerafft wird, vor Dem voraus, der, ein Einzelner, auf exponirtem Posten ein Opfer seines Berufes wird? Wird nicht vielmehr der Schmerz der Hinterbliebenen dieses stillen Mannes stärker, wird er nicht bitterer empfunden als in den Fällen, wo der Tod mit knöcherner Hand zur selben Zeit an die Hütten der Verwandten, der Freunde, geklopft hat? Wird ihnen doch nicht einmal der schwache Trost, Unglücksgefährten im Leid zu haben. Und der Hinterbliebenen wirthschaftliche Lage? Auch sie ist nicht abhängig von der Zahl der Opfer, sondern von der wirthschaftlichen Lage des Getöteten, also der Höhe des Lohnes, der Zahl der Mitglieder seiner Familie, ihrem Gesundheitzustand, der Geschicklichkeit, mit der die Frau den Haushalt und die Erziehung der Kinder leitet, und dem Dasein oder Fehlen von Schulden. Durch die Berufsgenossenschaften, im Bergbau die Knappschaft-Berufsgenossenschaft, deren Kosten die Arbeitgeber tragen, wird die Rente festgestellt. Wird sie nicht durch die vielfach vorhandenen freiwilligen

Leistungen der Industrie erhöht, so beträgt sie für jedes überlebende Familienmitglied zwanzig Prozent bis zum Höchstbetrag von sechzig Prozent des Arbeitsverdienstes. Die auf der Zeche Radbod getöteten 341 Bergleute haben 235 Witwen mit 625 Kindern und 9 Vollwaisen, 8 Ascendenten, im Ganzen also 877 Angehörige hinterlassen. Die Witwen erhielten eine Durchschnittsrente von 739 Mark; dazu trat, zur Deckung der ersten Nothlage, das gesetzliche Sterbegeld von etwa 100 bis 120 Mark und eine freiwillige Spende der Gewerken, der vielgeschmähten Ausbeuter, im Gesammtbetrag von 60000 Mark, die zum größten Theil alsbald vertheilt wurden. Die meisten hinterbliebenen Familien hatten in der zweiten Novemberhälfte 250 Mark in Händen.

Und nun vergleiche man, was die Hinterbliebenen eines armen Teufels erhalten, der nicht einem Berufsunfall, sondern Siechthum, schnellem oder gar langsamem, erlegen ist: nichts; denn noch haben wir keine Reliktenversorgung. Und was erhält er sammt seiner Familie, wenn er solches Siechthum als Invalider überlebt, sofern nicht Pension- und freiwillige Kassen der Industrie helfend eingreifen? Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit im günstigsten Fall 305 Mark. Nach fünfzehnjähriger 240 und nach vierjähriger 150. Hat er aber das Pech, früher Invalide zu werden, so erhält er gar nichts. Tausende und Abertausende erleiden dies Geschick, Arbeitinvaliden und ihre Hinterbliebenen. Hat man erfahren, jemals gehört, daß öffentliche Wohlthätigkeit für sie angerufen wurde, jemals, daß (von den Arbeitgebern abgesehen) freiwillige Spenden flossen?

Die selben Leute, die Zetermordio schreien, wenn sie für einen in ihrem Dienst verunglückten Dienstboten aufkommen sollen, die sich heiß mühen, mit allen Mitteln bestreben, durch die weiten Maschen des Haftpflichtgesetzes zu schlüpfen, finden es natürlich, daß die Industrie auch dann eintritt, wenn von Haftpflicht nicht die Rede sein kann, ja, selbst, wenn Fahrlässigkeit des Verletzten vorgelegen hat. Die deutsche Industrie hat sich damit abgefunden. Sie hat mehr gethan als Andere, mehr, als das Gesetz ihr vorschreibt. Die Jahresabschlüsse der großen Aktiengesellschaften reden davon ein Wort, ihre trockenen Zahlen eine beredte Sprache für Den, der zu lesen versteht und verstehen will.

Was geschah aber nach dem Unglück von Radbod? „Die öffentliche Wohlthätigkeit wurde geweckt.“ Geweckt? Nein, in die Irre geführt. In kluger, nicht um die Gunst der Menge buhlender Weise tritt mit tapferen Worten der Verfasser des Jahresberichtes der dortmunder Handelskammer dem Gebahren entgegen, das bald nach dem Unglück von Radbod in ganz Deutschland anhub. Ich nannte vorhin Zahlen. In wirkliche Noth sind vielleicht zwei, höchstens drei Dutzend Personen (die Gesammtzahl war dreißigmal größer) gerathen; aber auch für sie war gesorgt. In erster Linie durch die schon genannten sechzigtausend Mark der Gewerkschaft, der Besitzerin der Zeche, aber auch durch eine andere Spende aus Kreisen der Bergwerksbesitzer. Kurz nach dem Unglück hatte der Bergbauliche Verein in Essen gezeigt, daß seine Leute das Herz auf dem rechten Fleck und zugleich Verständniß für die Wirklichkeit haben. Dem Vorstand wurde ein Fonds von hunderttausend Mark zur Verfügung gestellt, „aus dem an die Hinterbliebenen von verunglückten Bergleuten Unterstützungen gezahlt werden sollen, wenn die im Allgemeinen völlig ausreichende Rente, die das Versicherungsgesetz den Witwen und Waisen gewährt, in dem einen oder anderen Fall sich als zu gering erweisen sollte“.

Sicher mißgönnt Niemand den Hinterbliebenen und Beschädigten der Belegschaft eine Unterstützung aus privaten Kreisen. Die erfolgreiche Erweckung des Mitleids und der Barmherzigkeit ist an sich ein edles Beginnen; ein edleres die Ausübung der Wohlthätigkeit, wenn sie gern erfolgt. Mußte aber die Werbetrommel in ganz Deutschland erschallen? Da wurde gesammelt bei Reichen und Armen, intra muros et extra, bei Leuten gar, die froh wären, wenn sie ein Einkommen hätten wie die meisten Hinterbliebenen. Hier das Ergebniß der Sammlung: 1682552 Mark, außerdem 300000 Mark, zusammengebracht vom Kronprinzenpaar, im Ganzen also rund zwei Millionen Mark. Zu Weihnachten wurden Brote vertheilt, als ob bei Radbod die Hungersnoth eingekehrt sei. Und das Alles für neun Vollwaisen und zweihundertfünfundbreißig Witwen, für die das Gesetz sorgt. Ist Das, so rufts vom Ausland her, Eure sozialpolitische Fürsorge, Eure vielgerühmte, die versagt, wenn ein großes Betriebsunglück eintritt? Nein, sie hat nicht versagt, nicht sie und nicht die Opferwilligkeit deutscher Arbeitgeber. Die anderen Spender aber, die so weit ihren Beutel, ihr Herz so freudig geöffnet haben, bescherten an Stellen, wo es wirklich in diesem Umfang nicht nöthig war, wo (fast möchte mans sagen) weniger mehr gewesen wäre.

So konnten denn die Witwen ihren 739 Mark gesetzlicher Durchschnittsrente 343 Mark Zusatzrente beifügen. Außerdem erhielt jeder Hinterbliebene 230 Mark, erhält jedes Kind bei der Einsegnung 50, bei der Verheirathung oder beim Eintritt ins Heer 200 Mark. Und dazu die unerfreuliche Klage einiger Witwen bei der Civilkammer des Landgerichts in Dortmund auf eine andere Vertheilung der Spende!

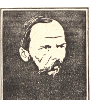
Hat es nun Sinn, daß sich hier Alles häufte, während sich Niemand um die Tausende kümmert, die auf dem Schlachtfelde des Kampfes ums Dasein unversorgt unterliegen? Gewiß werden die Schreckenstage vom November 1908 lange im Gedächtniß haften bleiben. Aber wir Alle sind Menschen. Schon ist der bittere Schmerz, der herbe, stillem Weh gewichen. Lindern wird es die milde Trösterin Zeit. Die meisten Söhne der Getöteten werden wieder Bergleute werden, an Bergleute sich die Töchter verheirathen. Von den Witwen aber wird manche wieder einen tüchtigen Mann finden. Wirthschaftlich veranlagte Frauen, die durch einen Berufsunfall Witwen geworden sind, gelten vielfach als begehrte Partien. Sie bringen ihre häusliche Einrichtung mit; sie werden von den Berufsgenossenschaften durch den dreifachen Betrag ihrer Jahresrente abgefunden; für ihre Kinder ist gesorgt: sie erleiden durch die Wiederverheirathung der Mutter keine Einbuße an ihrer Rente. So hatten sich nach der Schlagwetterexplosion auf Karolinenglück 1898 innerhalb weniger Jahre die meisten Witwen wieder verheirathet. In einem der größten Betriebe ähnlicher Art rechnet man nach alter Erfahrung mit 40 Prozent Wiederverheirathungen, wovon 30 Prozent in den ersten drei Jahren. Bei Radbod werden die Zahlen nicht kleiner sein. Das ist der Lauf der Welt.

Ihr aber, freundliche Geber, die Ihr 1908 nur Euer Herz habt sprechen lassen, lasset künftig auch den Verstand (nicht nur ihn freilich) zu Wort kommen. In Deutschland giebt es noch so viele Thränen zu trocknen, so viel Gram zu lindern, so viel Leid zu stillen, daß Ihr Anlaß in Hülle und Fülle habt, Euch zu bethätigen. Berufsunfälle aber sind nicht die Gelegenheiten, wo Hilfe am Meisten noththut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Literarische Anzeigen.



Dostojewskis grosse Romane

Rodion Raskolnikoff (Schuld und Sühne). 2 Bände. Geh. je M. 5.—, geb. je M. 6.—
Dostojewskis Meisterwerk an äusserer Spannung und phychologischem Tiefblick.

Der Idiot. 2 Bände, geheftet je M. 5.—, gebunden je M. 6.—
Dieser »Idiot« ist der Held der Demut, von dem Bierbaum in seinem Aufsatz (Zukunft v. 6. XI. 09.) spricht.

Die Dämonen. Zweite Auflage. 2 Bände. Geheftet je M. 5.—, gebunden je M. 6.—
Dostojewskis Revolutionsepos. Es führt uns mitten in die nihilistische Bewegung.

Aus einem Totenhaus. Aufzeichnungen. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—
Dostojewskis Erlebnisse während seiner Verbannung in Sibirien.

Die Brüder Karamasoff. 2 Bde. Geh. je M. 6.—, geb. je M. 7.—
Der alte Karamasoff und seine drei Söhne sind ewige Typen wie Hamlet und Faust.

Die Erniedrigten und Beleidigten. Geheftet M. 5.—, gebund. M. 6.—
Dostojewskis Jugendroman und sein Liebesbuch.

Subscriptionspreis für die Gesamtausgabe, von der 14 Bände bereits erschienen sind, jeder Band geheftet **M. 4.—**, gebund. **M. 5.—**. Verzeichnis direkt vom Verlag

R. Piper & Co., München.

≡ Methode ≡ Schliemann

zur Selbsterlernung fremder Sprachen mit Wiedergabe von Gesprächen durch Sprechmaschinenplatten. **Englisch** M. 24.50, ohne Platte M. 22.—. **Französisch, Italienisch, Spanisch** je M. 22.50, ohne Platte M. 20.—.

Ein Urteil von vielen:

Mehrere Herren haben mir versichert, dass ich **in kurzer Zeit in jeder Beziehung sehr viel, besonders auch bezüglich der Aussprache, erreicht hätte.** Ich kann die Methode aufs wärmste empfehlen.

Wannsee N., Major z. D.

Ausführliche Ankündigungen kostenfrei.

H. O. Sperling, Buchhandlung, **Stuttgart.**

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur **Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.**
Anfragen an den **Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.**

Geheimnisse der Loge

erörtert Dr. A. Daiber in dem Buche „Elf Jahre Freimaurer", 82 S. Gegen Einsendung von M 1.10 franko von Strecker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender Tendenz, Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter **L. E. 4166.** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Fortsetzung der **Literarischen Anzeigen** siehe nächste Seite!

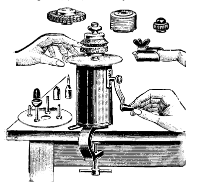
Literarische Anzeigen.


PRIESTLEY

Die elegante Nagelpflege ohne Hilfe einer anderen Person

ermöglicht Albert Rosenhain's „Auto-Manicure". Die kleine Maschine, die, an den Toilettentisch angeschraubt, ein Zierstück jedes Toilettenzimmers bildet, reinigt und poliert die Nägel beider Hände in wenigen Minuten; ihre Handhabung ist nach der jedem Apparate beigegebenen Gebrauchsanweisung eine sehr einfache, von jedermann leicht zu lernende und auszuführende.

Die „Auto-Manicure" feilt mit einem doppelten Schleifstein die Nägel, reinigt sie mit einem Bürstchen, schiebt die Nagelhaut zurück und glättet sie, giebt dann mit einem vorzüglich ausgeführten Polierer den Nägeln schönsten Glanz. Die Bearbeitung ist gleich bequem für die rechte wie für die linke Hand. Wer auf ein gutes Aussehen seiner Nägel etwas hält, bei ihrer Pflege aber unabhängig von einer anderen Person bleiben will, dem wird Rosenhain's „Auto-Manicure" mit ihren Ergänzungsteilen bald ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.



Der billige Preis von Mk. 15.— für den Apparat mit 5 Teilen, Mk. 20.— mit 9 Teilen, darunter Fingerformer, macht solchen ganz besonders geeignet für den Gebrauch. Die „Auto-Manicure" ist in Deutschland und im Auslande zum Patent angemeldet und nur allein erhältich bei der Firma Albert Rosenhain, Berlin SW., Leipzigerstr. 72/74, welche seit langem auf dem Gebiete der modernen Geschenke und Neuheiten eine führende Stellung einnimmt.

Um die Wahl und den Einkauf des Weihnachtsgeschenkes zu erleichtern, hat die Firma in diesem Jahre eine umfassende Ausstellung arrangiert, die in tausendfältigen Variationen zeigt, wie den Ansprüchen des Gebers und des Empfängers genügt werden kann, denn in allen Preislagen und den verschiedensten Ausführungen ist es durch übersichtliche Anordnung hier möglich, mit Leichtigkeit für jeden das geeignete herauszufinden.

Die Besichtigung der Ausstellung, die bis Anfang Dezember geöffnet bleiben wird, kann darum jedem bestens empfohlen werden.

Soeben ist auch der neue illustrierte Hauptkatalog erschienen, dessen Zusendung kostenlos erfolgt. Derselbe enthält eine Fülle hübscher Artikel, der Leder-, Luxus- und Galanteriewaren-Branche, darunter viele geeignete Geschenkartikel für Damen und Herren, z. B. einen hübschen Ersatz für die bisherigen Photographie-Alben in Form eines eleganten Tisches, für Herren neue Sicherheits-Rasier-Apparate, Feuerzeuge und vieles andere.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.